Im prager dunstkreis

Oskar Wiener

OSKAR WIENER

IM PRAGER DUNSTKREIS

VERLAG
ED. STRACHE
WIEN / PRAG
LEIPZIG

FB

Im Prager Dunstkreis

Oskar Wiener

Im Prager Dunstkreis

Roman

1 9 1 9

Verlag Ed. Strache

Wien · Prag · Leipzig

1. — 6. Tausend

1. Kapitel.

Marion unternimmt eine Spazierfahrt.

Marion kutschierte ohne Handschuh. Hier auf der einsamen Landstraße gestattete sich die blonde Tochter der Tökery diese kleine Freiheit. Sie hatte heute ihren trotzigen Tag und es erfüllte sie mit Genugtuung, daß der dicke Mehlhändler Seligman ungeduldig und vergebens im Stadtpark wartete, während sie in seinem rotlackierten Wägelchen allein durch den Frühling sauste.

Die Obstbäume blühten und in der glasklaren Luft zwitscherten die Lerchen. Der braune Traber nickte übermütig mit dem Kopfe, tänzelte wie ein kokettes Frauenzimmer und lief mit seiner leichten Last den Bergen zu. Flußüberwärts hallten die Hämmer der Steinmetzer; ihre roten Häuschen klebten gleich Vogelnestern in den rotbraunen Felsklüften, und auf der Moldau zogen schwerfällige Frachtkähne Prag zu.

Mit grimmiger Schadenfreude stellte sich Marion das enttäuschte Gesicht des Mehlhändlers vor, wie

er nach der Uhr sah und verliebt ihren Namen in den Sand zeichnete. Es bereitete ihr einen unsagbaren Genuß, ohne die Schmeichelreden dieses Verehrers spazieren zu fahren. Auch der Dienersitz war leer und Marion saß sonnendurchwärmt auf dem Ledersitz des hochräderigen Wagens und freute sich der Freiheit.

Schon früh am Morgen hatte das blonde Fräulein die Negerin Dunga in den Meierhof gesandt, mit dem Befehl, das Gig für sie bereit zu halten. Nur zögernd gehorchte der Kutscher, als ihm Marion die Zügel aus der Hand nahm und hochmütig zu verstehen gab, daß sie heute keine Begleitung wünsche. Sie schnitt nur eine Grimasse, als ihr der Kutscher ängstlich vorhielt, Herr Seligman würde zanken. Mit der Peitsche kitzelte sie den glänzenden Rücken des Trabers und fuhr langsam aus dem Dorfe.

Auf den Feldern stand die Wintersaat in zartgrüner Pracht und von den Bäumen schneite es Blüten. Wie auf Wolken glitt Marion über die Landstraße, ihr weißer Schleier flatterte im Maiwind und die Bauern, die des Weges kamen, zogen andächtig den Hut.

Marion ließ den Traber laufen, er spitzte die Ohren, wieherte entzückt und seine nervösen Beine berührten kaum den Staub der Straße. Das blonde

Fräulein atmete tief, ihr Puppengesicht war gerötet. Ein Lied fiel ihr ein, das sie im Süden singen gelernt:

> Lieb Marion, lieb Marion,
> Bald blüht im Ackerfeld der Mohn.
> Er glüht nicht heißer wie dein Blut;
> Die Schönheit ist dein einzig Gut,
> Und deine Jugend ist so jung,
> Und hast gelitten doch genug
> An Zank, und Zwang, und Liebesfron. —
> Lieb Marion, lieb Marion.

Leise summte sie das kleine Lied vor sich hin und wurde schwermütig. Mitten in ihre Heiterkeit griff die Melancholie und nahm dem Mädchen die Sonne aus den Augen. Wie mit einemmal wurde es trübe um sie.

Marion dachte: Es ist ein trauriges Leben, das ich lebe. Man muß lustig sein aus Geschäftsrücksichten, und launenhaft aus Berechnung. Dieser widerliche Mehlhändler, in dessen Gig ich hier sitze, und der mich seit zwei Stunden vergebens erwartet, dieser dicke Seligman genießt meine Blondheit wie einen kostbaren Wein und dafür darf ich ihn quälen. Ich besorge dies ausgiebig; aber kann das ein Mädchen befriedigen, die etwas gelernt hat und eine Seele besitzt? Ich bin nicht oberflächlich genug für meinen Beruf, auch fehlt mir die Grausamkeit meiner Mutter. Der kurzatmige Mensch

dauert mich oft. Und ich weiß, wenn er heute na
mittags in die Villa gestürzt kommen wird, ein
Rosenstrauß in den Händen, die behaart sind, u
einer unmöglichen Krawatte um den Hals . .
Dann weiß ich, daß ich mich hinter eine Lüge flüc
ten werde, anstatt ihm diese Peitsche hier um d
Ohren zu schlagen, wuchtig und so. Und damit hi
Fräulein Marion auf den braunen Traber ein, da
sich das getroffene Tier aufbäumte und erzürn
durch die ungerechte Züchtigung wie ein gehetzte
Hirsch zu laufen begann.

Die Straße stieg mählich hügelan und bei einen
Wächterhäuschen der Staatsbahn übersetzte sie di
Schienen. Dann kam eine schmale Holzbrücke un
das aufgeregte Pferd trug seine Last mit donnern
den Hufen über den Steg. Ängstlich bat das blond
Fräulein einen Fuhrmann, der am Wege rastete
um Hilfe. Er saß auf dem ziegelbeladenen Wagen,
stopfte sich die Pfeife und ließ Marion rufen. „Wenn
du nicht lenken kannst, bleib daheim“, schrie er
ihr nach, ohne sich zu rühren.

Aber der Braune bekam mit der Zeit das Rennen von selbst satt, wieherte versöhnt, war mit einemmal wieder fromm und verträglich. Allerdings, von der breiten und glatten Landstraße hatte er Marion entführt, in eine Gegend, die sie nicht kannte, und der holperige Feldweg, den sie nun

nahmen, sagte ihr wenig zu. „Wir werden wenden,“ beschloß die Dame, und sie wendeten.

In der unfreiwilligen Eile hatte Fräulein Tökery vergessen, des Weges zu achten und nun gelang es ihr nicht, sich zurechtzufinden. Vergebens spähte sie nach dem Steg, der bald sichtbar werden mußte, aber keine Holzbrücke kam und auch der Bahndamm war wie verschollen. Ratlos kutschierte Marion auf den brüchigen Feldstraßen umher, durchquerte ein Gehölz und suchte mit ängstlichen Augen die Äcker ab nach Menschen, die helfen würden. Sie rief sogar, legte die eine Hand an den Mund und rief: Halloh! Aber nur eine Spottdrossel antwortete mit einem flötenden Jauchzer und dann war es wieder still.

Das blonde Fräulein zog besorgt die Uhr. Sie verabscheute die lärmenden Auftritte daheim, und eines solchen war sie heute sicher. Die Mutter tobte gleich einer Besessenen, wenn man die Speisestunde versäumte. „Ich halte auf Lebensart“, war ihre ständige Formel. Marion duckte sich bei dem Gedanken, welcher Strom von Unflat über sie hereinbrechen würde, denn es war spät, sehr spät sogar. Allein die Tochter schöpfte Trost in dem Bewußtsein, den mütterlichen Zorn durch eine klug ersonnene Lüge zu mildern.

Die Wahrheit zu verschleiern, verstand Marion

meisterlich; mit Leidenschaft pflegte sie diese Ku
war eine Lügnerin aus Passion. Und sie dachte
entzückendes Märchen aus, das sie im Weiterfah
phantastisch aufputzte. Ein Abenteuer, geschmi
mit romantischen Gefahren, wollte sie daheim z
Besten geben. Räuber, zerlumpte Kerle, die Mu
keln hatten von Stahl und drohend Keulen schwa
gen, hatten ihr den Weg verstellt, nach dem Leb
der kleinen Marion dursteten sie und nur ein Wu
der brachte Rettung.

Der Braune stolperte verdrießlich durch die en
lose Einöde und Fräulein Tökery träumte ihr
gefährlichen Traum. Da wurden plötzlich Kinde
stimmen hinter ihr lebendig, greinende Stimme
von Bettelkindern: „Hochwohlgeborene Prinzessi
einen Kreuzer, bitte, wir hungern“.

Ein winziges Bürschlein, splitternackt, und ei
halbwüchsiges Mädel, das nur mit einem zerfetzte
Hemde bekleidet war, liefen dem Wagen Marion
nach. Befreit atmete das Fräulein auf, warf de
Kindern Kupfergeld zu und forschte nach dem We
in die Villa. Das Gesindel war unersättlich; ihre
ganzen Vorrat an kleiner Münze mußte Marion
opfern, bis sie Auskunft erhielt. Inzwischen hatte
sich das Lumpenvolk vermehrt, noch ein paar Kin-
der, schmutzig und bronzebraun, und ein Weib mit
einem roten Kopftuch umringten den Wagen. Alle

redeten wirr durcheinander und Marion konnte aus dem Kauderwelsch nur entnehmen, daß die verlorene Landstraße hinter dem Wäldchen liege, das unfern von hier dunkel herüberwinkte.

„Sie müssen zum Wald, gräfliche Gnaden,“ sagte das Weib im roten Umhang und begleitete ihre Rede mit heftigen Armbewegungen, „ich will Sie führen“. Und der schwatzende Troß umtanzte das Gig und bettelte weiter. Als sie an das Wäldchen herankamen, erschrak Marion. Es hockten dort um ein Feuer drei klobige Gesellen und der Qualm des Scheiterhaufens erhöhte noch das Räuberhafte ihres Anblicks.

Jetzt wurden die Kinder noch zudringlicher, sie plärrten leidenschaftlich nach einem Backschisch und die Zigeunerin faßte Marion an der Hand, fletschte die blanken Zähne und schmeichelte: „Ich muß der schönen Dame wahrsagen“. Einer von den Männern verließ das Lagerfeuer und schritt langbeinig auf Marion zu. Da erkannte Fräulein Tökery, daß ihr Traum von vorhin jählings lebendig geworden war und sie umdrohte; darüber mußte sie erbleichen.

Der Schwarzbärtige griff dem Traber in die Zügel. Seine Stimme war demütig, aber die Augen befahlen, als er von dem bestürzten Mädchen Geld verlangte. „Ich habe keins,“ gestand Marion

kleinlaut, „alles warf ich den Kindern zu.“ Un
sie begann hastig in den Taschen ihrer Joppe z
suchen.

„Schenken Sie uns diesen Ring,“ flüsterte sir
gend das Weib mit dem roten Kopftuch, „er i
sicher ein Geschenk des gnädigen Herrn Liebster
und der gibt gern einen andern, wenn es Ihr
Durchlaucht verlangt.“

Marion sträubte sich, den schönen Goldreif zu
opfern. Sie trug den Saphir, der umflimmert wa
von einem Kranz sanfter Perlen, seit Jahren und
weigerte sich, ihn herzugeben. Doch die Zigeunerin
wurde in ihrem Begehren immer frecher und die
Wegelagerer schickten sich an, das blonde Fräulein
auszurauben. „Sie hat auch eine Uhr,“ jubelten
die Buschklepper, „und Diamantenohrringe“, schrie
die halbwüchsige Dirne, die vor Eifer fast ihr Hemd
verlor, und sie balgten miteinander und stritten
um die Beute, noch ehe sie geborgen war.

Auf einmal verstummte das Lumpengesindel.
Ein Reiter kam dahergejagt; mächtig griff sein
Roß aus, daß die Hufe des Schimmels sich tief in
das Erdreich wühlten. Quer über die jungen Saaten
setzte er, zerstampfte das bebaute Land, und
war im Glanz der Sonne wie ein Mittagsgespenst
zu schauen. Aus dem Reiter gellte der Zorn, weithin
hallten seine Flüche. Jetzt kletterte er den

Hügel hinan, erreichte den Wald, und jetzt sauste die Peitsche des Retters mitten hinein in die kreischende Rotte, daß sie auseinanderstob und gleich geprügelten Dorfhunden unter Kläffen und Heulen davonlief. Als ob sie der Erdboden verschlungen hätte, war es; nur das flackernde Feuer am Waldesrand erinnerte daran, daß hier Zigeuner gelagert.

Der Herr auf dem Schimmel lüftete höflich die Mütze. Er hatte ein häßliches Gesicht und zwei böse Augen standen darin. „Gnädiges Fräulein sind wohl sehr erschrocken," näselte er.

Marion faltete die Hände; die ausgestandene Angst löste sich in Tränen auf. „Wie soll ich Ihnen danken," rief sie, „fast gestorben wäre ich vor Entsetzen."

Er entgegnete: „Welche Tollkühnheit von der Gnädigen, in dieser verrufenen Gegend begleiterlos herumzukutschieren! Hier wimmelt es von Landstreichern."

„Ich habe mich verirrt; seit Stunden schon suche ich den Heimweg. In das Fliederschloß will ich, das ist unsere Villa."

Der Fremde hatte ein zuversichtliches Lächeln, als er erwiderte: „Ich werde Sie führen, Gnädigste." Dann sprang er vom Pferde, band die Zügel seines

Rosses an das Wägelchen, schwang sich auf den Polstersitz neben Marion und sie fuhren talabwärts.

Ein Weilchen saß Marion still neben dem Fremden, beglückt durch das Gefühl, einer großen und häßlichen Gefahr entwichen zu sein. Sie empfand Dankbarkeit für den Mann, der so selbstsicher neben ihr saß, allein sein Hunnengesicht flößte ihr ein heimliches Grauen ein.

„Ich stamme aus dem Reich," begann er, „aber Prag gefällt mir, die verruchte Stadt hat etwas faszinierendes. Ich meine nicht den Trümmerhaufen zerbröckelnder Paläste, nicht die Kirchen und Kapellen, die erfüllt sind von Weihrauchwolken und dem Singsang frommer Beter; obwohl ich auch dafür Verständnis habe. Mich fesselt die Leidenschaft, die unter den Leuten hier umgeht, der mühsam gebändigte Ungestüm — die Ungeduld des Neuen, noch bei Lebzeiten seines Vorgängers alles in Besitz zu nehmen — der Kampf ohne Ende. Deshalb habe ich Heidelberg verlassen und bin hierher gekommen. Ich liebe den Krieg, möchte aber die Wunden heilen, die er schlägt. Halten Sie mich für keinen Politiker, ich studiere Medizin, bitte, aus Passion natürlich."

Verwundert hörte Marion die Rede des Fremden an. Sie verstand ihn nicht und erwiderte: „Und ich studiere Musik mein Herr."

„Das ist ja auch eine Art Heilkunst," scherzte er. „Übrigens, ich heiße von Eichen, Freiherr."

„Und ich bin die Baroneß Paneck," log das blonde Fräulein.

Herr von Eichen lachte lautlos: „Sie sind doch die Tökery, die kleine Marion Tökery. Wer sollte Sie nicht kennen, mindestens dreimal bin ich Ihnen schon auf dem Graben nachgestiegen, und heute nachts komme ich, mir den Dank holen für meine Hilfe."

„Das wäre eines Kavaliers unwürdig," sagte Marion, und ihre blauen Augen wurden dunkel vor Zorn. „Sie sollten sich schämen, Herr Baron, für den Ritterdienst Bezahlung zu heischen."

„Man pflückt die Blumen, die uns das Schicksal über den Weg streut."

„Ich bin keine willenlose Blume," zürnte das Fräulein, „und lasse mich nicht pflücken."

Frech gab er zurück: „Du bist schon oft gepflückt worden, kleine Marion," und wie er so sprach, legte er den Arm um ihren Leib und wollte sie küssen.

Da schlug ihn das Mädchen ins Gesicht.

Mit einem Ruck brachte Herr von Eichen den Traber zum Stehen. „Wir begegnen uns noch," knirschte er. Dann kletterte er aus dem Wagen, band sein Roß los und galoppierte davon. Mit der

Hast eines Gehetzten verschwand er von der Landstraße.

Das blonde Fräulein war froh, den zudringlichen Menschen los zu sein, und da sie sich längst wieder auf vertrautem Boden befand, nahm sie die Zügel und fuhr langsam heim.

---

2. Kapitel.

Der Herr aus Bubentsch.

Täglich ging der Herr aus Bubentsch seine sibirische Tanne von der Insel Sachalin besuchen. Sie steht im Baumgarten dicht unter dem Eichenwäldchen, und er versäumt es nie, ihr seine Aufwartung zu machen. Die silberschimmernden Fichten, deren Geschwister an den kanadischen Seen Wurzel schlagen, und die zierlichen Lärchenbäumchen Japans lassen den Herrn aus Bubentsch kalt; ihn fesseln nur die goldgrünen Nadeln, die nichts frostiges haben, trotz ihrer frostigen Heimat. Als er auch diesmal die sibirische Tanne genugsam beliebäugelt hatte, schritt er weiter.

Die schwermütige Melodie einer Nordlandschaft klang in seiner Seele und sie begleitete ihn durch die Wiesen des Parkes und blieb ihm treu. — Er sah schneebedeckte Steppen, die sich ins Unendliche weiteten, Wolken, die einen hartherzigen Frost atmeten, fühlte er über seinem Haupte hoch hingleiten und in der Ferne hörte er das Bellen hungriger Wölfe. Ein Rudel aufgescheuchter Renntiere

lief ihm über den Weg, an der Spitze ein stattlicher Bock mit einem Geweih, das bereift war und wie Metall in der Frostsonne gleißte. — Dies alles sah der Herr aus Bubentsch mitten im sonnigen Sommerpark und er träumte: „Sie hat goldgrüne Nadeln und nichts frostiges, trotz ihrer frostigen Heimat", — so staunte er, bis er jählings durch ein seltsames Gestampfe aus den Armen seines Traumes gerissen wurde.

Er hörte hinter sich ein Tappsen wie von barfüßigen Sohlen; es kam hervor von rechts und links, querfeldein und aus dem Gehölz, und da der Herr aus Bubentsch stehen blieb und sich erstaunt umsah, wurde er gewahr, daß eine Horde zerfetzter Bürschlein nach ihm Jagd machte. „Junger Herr!", riefen die Knaben und stießen einander, weil jeder die Sehnsucht zur Schau trug, als erster sein Ziel zu erreichen.

„Nur anständig gekleideten Spaziergängern ist der Eintritt gestattet" — steht an den Toren des Baumgartens, aber diese Jünglinge hier ließen sich die Sonne durchs Gewand scheinen und hatten auch sonst vergessen, ihren äußern Menschen in Ordnung zu bringen. Ein paar richtige Gassenjungen waren es, die schmetternde Schreie ausstießen und dem Herrn aus Bubentsch mit ihrem Gehaben die Parkstimmung störten. Er blieb stehen und ließ die

wilde Jagd an sich herankommen. „Junger Herr!“, keuchte der Vorderste und fiel ihm fast in die Arme.

Der Herr aus Bubentsch betrachtete das kleine Ungeheuer, das sich mit atemloser Hast vor ihm aufgepflanzt hatte. „Was willst du, mein Sohn? Soll ich dir ein Taschentuch borgen?“, fragte er mit hochgezogenen Brauen.

„Junger Herr, sind Sie Kapellmeister?“

„Kapellmeister bin ich nicht, geliebter Knabe, sondern ein Maler, der mit Worten malt, ein Maler, dem Bilder im Herzen wachsen, wie in einem Glashause kostbare und wunderliche Orchideen.“

Der Junge glotzte, dann stammelte er: „Das Fräulein schickt diesen Brief.“

„Was für ein Fräulein?“

„Ein schönes Fräulein — so eine Dicke“, der Junge grinste schlau und reichte dem Herrn aus Bubentsch einen sorgsam gerollten Papierstreifen, dem man ansah, daß er in fliegender Hast von einem Zeitungsrand abgerissen worden war.

Der junge Herr las:

„Bin auf Dich sehr böse — warum kommst Du nicht mehr? Gestern war ich beim Teich und heute wieder — wenn Du morgen nicht kommst, ist alles aus zwischen uns! Ich erwarte Dich im Birkenwäldchen um sieben Uhr.

P. S. Bitte Überbringer dieses zwei bis drei Kreuzer zu geben."

Der Herr aus Bubentsch war Kavalier, er gab „Überbringer dieses" zwei bis drei Kreuzer – dann sprach er: „Geliebter Sohn, beschreibe mir einmal das Fräulein", denn er hatte keine Ahnung, wer die zärtliche Senderin sein konnte.

Der „Überbringer dieses" begann nun in glühenden Farben die Reize jener Unbekannten zu schildern: „Weiß war sie, Herr — schneeweiß, wie das Hemd meines Vaters am Sonntag!" Und die anderen fünf Jungen, die nun auch inzwischen herangekommen waren, beteiligten sich aufgeregt, den gewünschten Steckbrief zu vervollständigen. Alle redeten wirr durcheinander und jeder suchte den andern zu überschreien. Es war ein solcher Lärm, daß der Flurwächter Hannibal Maiglöckchen, der am Ende der nahen Nobelallee postiert war, mit langen Schritten und hochgestrecktem Halse seiner Amtspflicht genügen mußte.

* * *

An dem nächsten Abend wartete die sibirische Tanne lange und vergebens auf den Herrn aus Bubentsch; er kam nicht. Im Birkenwäldchen saß er, ein wenig neugierig, und blickte nach den blinkenden Fensterscheiben des Jagdschlößchens, das

hoch oben laubumgittert, rosenrot schimmernd, im letzten Nachmittagsonnenschein stand. Seit einer Stunde saß er so und zeitweise hatte er sogar das Fräulein vergessen, das ihren Kapellmeister hier erwarten wollte, selbst aber noch nicht gekommen war.

Der Herr aus Bubentsch dachte an seine Jugend und verlor sich in die Irrgänge seiner Vergangenheit; an die vielen farbigen Stunden, die er zu Füßen dieser ewig schlanken Birkenstämme verspielt, und die weißen Bäume rings wurden zu Frauen und neigten sich sanft-mütterlich zu ihm nieder. Einen zierlichen Reigen tanzten sie um die Bank, auf der er saß, und dann trat in diesen Kreis schlanker Schönheit ein runzeliges Weiblein, die würdige pani Anna. Die Kinderfrau wars, die das Haus daheim beherrscht hatte und allwöchentlich mindestens siebenmal ihre Demission gab, wenn man den Wünschen der Autokratin nicht gehorchen wollte. Die weiß-blaue Pappschachtel, die den Hut der ehrenwerten Dame barg, war dann stets in die Küche gewandert, und manchmal auch der braune Sonnenschirm mit dem blumenbemalten Porzellanknopf, um ihrem Abschiedsgesuch mehr Nachdruck zu geben. Dann weinten die Kinder und wie die Last einer Riesenhand beschwerte es alle Gemüter. — Die Kinderfrau ist schon lange tot und auch der Parksoldat Seidel, dessen schöngrüne Uniform und

dessen langmächtiger Säbel dem Herrn aus Bubentsch damals so unendliche Ehrfurcht eingeflößt — auch der Flurwächter Seidel, der nur in schneeweißen Handschuhen Dienst tat und die Allüren eines Hofrates hatte, auch dieser Gestrenge weilt längst nicht mehr unter den Lebenden.

Dann dachte er an die kleine Luci, die ihn hierher bestellt vor vielen, vielen Jahren, um zu sagen, daß sie ihm gut sei. Und wie er ihr damals für die wenigen Kreuzer aus seiner Sparbüchse ein Marzipanherz gekauft hatte. Ganz rot war es, mit grünen und gelben Arabesken geschmückt, und ein frommer Spruch war darin; den wußte er heute noch:

„Willst du dein Herz mir schenken,
So fang' es heimlich an,
Daß unser beider Denken
Niemand erraten kann." —

Dann trat in sein Erinnern, ganz seltsam, eine wunderbare Mondnacht. Der Springbrunnen drüben hatte gerauscht und tausend grüne Funken blitzten. Und das Schloß dort oben lag wie unter silbernen Schleiern, die sachte, ganz sachte auf- und niederwogten und alles glänzte. Leise, wie liebkosend, kam Ballmusik aus den weitgeöffneten Fenstern, lachende Flöten und das Kichern von Geigen. Dann war es dunkel geworden, langsam,

Fenster um Fenster, und auch die Musik war verstummt, nur der Brunnen plätscherte. — Da kam ein Mann durch das Laubholz, tief in den Mantel gehüllt, und ein Mädchen kam, aber was sie gesprochen, hatte er nicht verstehen können; nur, daß es etwas entsetzliches sein mußte, etwas großes und grausames, verriet das verzweifelte Schluchzen des Mädchens. Ihre Arme flackerten wie zwei weiße Lichter und der Schatten ihres schmalen Körpers zitterte und zuckte über den grünen Rasen. Nun war sie verschwunden, jählings wie weggewischt aus dem Bilde, und nur der Mann blieb zurück. Lange stand er da, das Antlitz zum Schloß erhoben, und rang die Hände. Und schrie etwas, schrie, daß es durch den schweigenden Park hallte und weit draußen irgendwo ein Echo fand.

Ob der Herr aus Bubentsch damals geträumt, das wußte er heute längst nicht mehr, aber daß auf jene Nacht ein Morgen kam, von dem die Leute noch heute erzählen, und von zwei Grafenkindern, die im Baumgarten vereint den Tod gesucht, daran konnte er sich noch erinnern. So träumte er, und er muß lange geträumt haben und tief, denn er hat sonst für den leisesten Mädchenschritt ein feines Ohr. Als er auffsah, gaben die Birken, die jungen Frauen gleichen in weißen Tarlatankleidchen, schon weite Schatten und im Pavillon, der einen Winkel des

Wäldchens ausfüllt und tagelang leer steht, bis ihm ein Regenschauer Gäste schafft, — im Pavillon saß ein Fräulein. Ein großes, gelbes Notenheft hatte sie vor sich ausgebreitet, darin blätterte sie. Von Zeit zu Zeit aber irrten ihre Augen unruhig und wie suchend ins Weite. Der Herr aus Bubentsch fand sie sehr hübsch und freute sich ihrer rundlichen Blondheit. Dann stand er auf, um sie anzusprechen.

„Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen in Ehrfurcht nähere", begann er.

„Leider ist es mir aus politischen Gründen versagt, meinen Namen zu nennen." Und da das Fräulein schwieg, fuhr er unbeirrt fort: „Getragen von der Gunst aller Edelgesinnten, stehe ich im Dienste einer wahrhaft großen Sache." Erwartungsvoll sah er sie an, doch sie rührte sich nicht; ihr Notenheft, in dem sie geblättert hatte, war zur Erde gegliten und der Herr aus Bubentsch bückte sich, um es aufzuheben. Sodann sprach er: „Nichts bleibt mir verschwiegen; mein Blick durchdringt Granitfelsen — ich weiß alles." Er lächelte geheimnisvoll. „So weiß ich, daß Sie, mein schönes Kind, den klangreichen Namen Marion Cökery führen —", eben hatte er dies auf dem Umschlag des Notenheftes gelesen — „und daß Sie Musik studieren".

Das Fräulein machte verwunderte Augen. „Woher kennen Sie mich?"

„Das muß mein Geheimnis bleiben; noch viel mehr weiß ich von Ihnen! Darum hoffe ich, daß Sie nichts dagegen haben, wenn ich an Ihrer himmlischen Seite Platz nehme", damit saß er schon.

Sofort war sie aufgesprungen. „Ich erwarte Jemanden!", rief sie hastig.

„Das hat nichts zu bedeuten", meinte der Herr aus Bubentsch, „ich kann Ihnen unterdessen die Zeit vertreiben, wollen Sie eine Geschichte hören? Geschichtenerzählen ist meine Lieblingsbeschäftigung."

„Wenn's keine Liebesgeschichte ist . . ." zögerte das Fräulein.

„Es ist etwas Gruseliges", sagte der junge Herr und das Fräulein setzte sich erwartungsvoll zurecht.

„Sehen Sie das Schloß dort drüben? Es blickt schon seit undenklichen Zeiten aus hohen schmalbrüstigen Fenstern in diesen Park hinab. Die gotischen Zacken, die man ihm auf die Schornsteine gesetzt hat, und die zart durchbrochenen steinernen Galerien mit den vielen schneckenförmigen Zapfen, die entlang des Daches laufen, sind neueren Ursprungs. Das graue Bauwerk selbst und der schwerkantige Turm aber haben die Ströme vieler Jahrhunderte an sich vorbei gleiten lassen, und in deren Fluten spiegelte sich eine ganze Welt. Im Wechselspiel der Tage saßen mancherlei Herren auf dem

Schlosse; einmal lebte dort auch ein Baron und von dem will ich hier eben erzählen: Er lebte sehr lustig drauf los, der alte Freiherr; nicht wie einer, der bald einen peinlichen Besuch zu erwarten hätte: Keine Hürde war ihm zu hoch, kein Mädel zu jung. Aber der Besuch kam dennoch und war angetan mit einer langen schwarzen Sammtschaube und einer Mütze aus Otterfell. „Ich bin der Tod“, sagte der Besuch und fragte den Torhüter, der ihn an der Pforte anhielt, wo der Baron zu treffen sei.

„Der gnädige Herr ist nicht zu Hause“, gab der Lakai mit einer höflichen Verbeugung Auskunft, „er lustwandelt vielleicht im Park, ist unten beim Teich, um nach den Goldkarpfen zu sehen, oder steht vor dem Bärenzwinger.“

Da machte sich der Tod auf den Weg, den Freiherrn im Garten zu suchen. Dort begegnete er ihm auch und nannte sich mit vornehmer Grandezza beim Namen. Auch der Baron lüftete höflich den Hut und die beiden Männer schüttelten einander die Hände. „„Was verschafft mir das Vergnügen?“, fragte der Freiherr.

„Ich komme Sie holen“, sagte der Tod.

Davon wollte nun freilich der Alte nichts wissen und er wurde geradezu redselig und vergaß seine noble Zurückhaltung. Durch die hohen Alleen, die sorgsam zugestutzt waren und in grünen Nischen

weiße Marmorschönheiten bargen, über den gelben Kies schritten die Beiden und sie blieben manchmal stehen. Der Freiherr fuchtelte mit dem Stocke und bekam einen roten Kopf, wenn er gewahren mußte, daß der Tod mit der Trotzigkeit eines Kindes bei seiner Absicht zu verharren schien. So spazierten sie lange umher und einer suchte den andern von der Klugheit seiner Vorschläge zu überzeugen. Der Baron bot dem Tod als Ersatz für sich seine Geliebte an. Der Tod lachte ein knöchernes Lachen: „Die ist jung und soll das Leben noch genießen", fistelte er, „und dann wird sie mir noch manchen in die Arme treiben, ich kann ihrer Hilfe nicht entraten."

„Wenn ich eine Gemahlin hätte", meinte der Baron bedächtig, „so würde ich Ihnen diese zur Verfügung stellen. Aber ich bin leider ein Witwer", und er zuckte die Achseln.

„Ja, es ist wirklich bedauerlich", gestand der große Würger.

Und der Freiherr nickte: „Ganz Ihrer Meinung; aber ich könnte Ihnen meinen Sohn offerieren. Er ist zwar der Erbe meines Hauses und ich tu' es nicht gern, allein —"

„Wir wollen uns mal das Bürschchen ansehen", schlug der Tod vor und dann schritten beide dem Schlosse zu.

Auf der Stiege, die mit hochstengeligen Tulpen geschmückt war und mit goldenen Käfigen, die kreischende Papageien bargen — auf der Stiege zögerte der Tod ein wenig. „Ich weiß nicht, ob's dafür steht", sagte er hüstelnd, und die Schlauheit eines Maklers blickte aus seinen leeren Augenhöhlen.

Der Baron aber drängte: „Kommen Sie ins Kinderzimmer."

Der Alkoven schimmerte im rosigen Glanz einer Ampel, und zwischen gelben Atlaskissen lag dort ein Knabe und schlief. Lange standen die beiden wortlos vor der Wiege, es war still im Zimmer, nur das leise Geräusch einer Wasseruhr, die Tropfen um Tropfen in eine silberne Schale warf, spielte mit dieser Stille. Dann hob der Tod das Kind zu sich empor, legte ihm die mageren Hände um den Hals, nickte, sah das Knäblein an, nickte wieder, und brach ihm dann das Genick.

Und zum Baron gewendet sagte er: „So — und dich hole ich übers Jahr, genau um diese Stunde. Damit du aber heute schon merkst, daß ich bei dir gewesen, will ich dir ein Bein ausreißen, das rechte oder linke, mir ist's egal, wähle nach eigenem Gefallen." Allein der Baron dachte nicht daran, zu wählen; ihm war's einzig nur darum zu tun, aus der gefährlichen Nähe seines Gastes zu kommen. Aber der Tod war flink und ohne Erbarmen; er

drängte den Alten in einen Winkel, riß ihm dort mit brutaler Gewalt ein Bein vom Leibe und ließ den Freiherrn achtlos in der Ecke liegen.

Entsetzt sah der Torhüter, wie der Mann im schwarzen Samtmantel an ihm vorbeischritt und vergnügt das Bein eines Menschen schwenkte, das mit einem bespornten Stulpstiefel bekleidet war. —

* *
*

„Das ist eine schauerliche Geschichte“, meinte das Fräulein, „wo haben Sie die nur her?“

„Eigenes Erlebnis“, gab der Herr aus Bubentsch geheimnisvoll zur Antwort, „sie ist mir vor dreihundert Jahren passiert und der Baron bin ich selbst.“

Das Fräulein Marion staunte: „Was Sie nicht sagen, aber ich sehe doch, daß Sie über zwei gesunde Beine verfügen?“

„Allerdings — das eine ist mir inzwischen nachgewachsen“, lächelte der Herr aus Bubentsch.

Darauf das Fräulein mit hochmütiger Gebärde: „Dann wird es Ihnen ein Leichtes sein, sich schnell zurückzuziehen . . . ich erwarte nämlich jemanden!“

„Es schmerzt mich“, entgegnete er sehr ernst und nicht ohne Feierlichkeit, „es schmerzt mich, doch ich habe Ihnen eine erschütternde Botschaft zu über-

bringen: Er, den Sie erwarten, und dem Ihr Herzchen zuschlägt — Er, der Ihre Nächte mit leuchtenden Visionen schmückt, er ist ein Elender, ein Verräter ist er — kurz: der Herr Kapellmeister kommt nicht!"

„O, er kommt gewiß!" sagte sie scheinbar zuversichtlich, doch ein Zittern in der Stimme verriet alle ihre Zweifel. Was war jener fade Taktstock, der von nichts anderem zu sprechen wußte, als von Fingerübungen und Tonleitern — was war jener Doremifasolasido-Mensch gegen diesen Seher und Deuter seltsamer Geschehnisse hier — gegen diesen Zauberer, welcher in ihrer Seele zu lesen vermochte mit stählernen Blicken und ihre geheimsten Hoffnungen ergründete? Sie bewunderte ihn — zornig, dem Weinen nahe, stampfte sie den Boden: „Wenn er kommt, schicke ich ihn fort, den dummen Kapellmeister."

„Kindchen, er kann ja gar nicht kommen", beruhigte der Herr aus Bubentsch das blonde Fräulein. „Dieser Zettel hier sagt alles!" Damit reichte er ihr jenen Zeitungsstreifen, den er gestern auf so seltsame Weise ergattert hatte. Dann nahm er ihre Hände, zog die Willenlose sachte zu sich heran und flüsterte: „Ich will dem hübschen, kleinen Mädchen noch eine Geschichte erzählen; es soll diesmal aber eine rührende Geschichte werden und eine

lustige obendrein, ohne Anfang und Ende. Viel geküßt wird darin und gekichert, und ein blauer Himmel wölbt wie eine Glasglocke sein Schutzdach über zwei rote Herzen. Der Titel meiner Sommergeschichte soll lauten: „Wie der Herr aus Bubentsch Fräulein Marion kennen und lieben lernte."

---

3. Kapitel.

Renaissance.

Der Herr aus Bubentsch machte eine Entdeckung; wie bei Kolumbus war es: In seiner Seele hatte jemand Land gerufen, und nun saß er da und schrieb — Gedichte.

„Womit beschäftigen Sie sich?", fragten ihn die alten Herren, die draußen im Baumgarten täglich Sonntag feiern, weil sie Ausgedinger der Liebe sind.

„Ich treibe Lyrik", sagte Tomas. „Haben Sie die jüngste ‚Pfauenfeder' gelesen? Dort hab' ich mir meine literarischen Sporen verdient: jetzt bin ich ein Ritter vom tiefroten Herzen."

„Ein Narr sind Sie," murrten die Alten, „ein Narr, der sich auf unsere sonnigsten Plätze setzt. Nehmen Sie ein Brausepulver, Jüngling!"

Aber Tomas trank lieber Pilsener.

— Einmal bekam der Herr aus Bubentsch einen Besuch. Es war ein schöner Besuch, angetan mit einem milchweißen Gehrock und einer knallroten Krawatte. „Ich bin Lux Mausig", sagte der Gast und rollte mit den Augen. — „Sie wissen von mir?"

Tomas bedauerte.

„Nicht möglich!“ staunte der Andere. — „Ich bin Lux Mausig, der inwendige Dichter; ich l e b e Kunst — Sie versteh'n doch: Cinquecento!“ Und der Inwendige schloß die Augen. „Schreiben?“ flüsterte er, „für wen, bitte? Für die Horde etwa, die unsere Schmerzen genießen will und unsere zuckenden Sehnsüchte, wie man ein Kalbsrippchen genießt? Herr, das können Sie nicht von mir verlangen.“

Tomas verlangte es auch gar nicht.

Man schwieg. — Beide dachten dasselbe. „Schafskopf“, dachten sie nämlich.

Da sagte Lux Mausig: „Ich komme in höherem Auftrage, als diplomatischer Vertreter sozusagen. Vielleicht haben Sie die Güte, mir ein paar Fragen zu beantworten. Jung-Prag interessiert sich für Sie — man kann nicht wissen.“

Tomas war bereit.

„Bitte“, begann der Gast, und seine Stimme klang düster und besorgt, „was halten Sie von Sebastian Brandt?“

„Sehr viel“, gestand der Herr aus Bubentsch.

„Wie schade! Der Mann ist ein Schwätzer! — Ausrotten müßte man ihn, mit der Wurzel natürlich. — Und wie steh'n Sie zu Simon Dach?“

„Nicht schlecht“, lächelte Tomas.

Da erbleichte der Andere, griff sich an den Hals und redete heißer: „Sie lieben also Zuckerwasser und Fliedertee! Haben Sie schon Absynth getrunken, lieber Herr? Oder Haschisch? Wir wollen Sie zur Schönheit erziehen, wir, die Kommenden! Nicht für den gemeinen steuerzahlenden Pöbel dürfen Sie schreiben — Ihre seidenen Verse gehören den Frauen!“

„Darüber läßt sich streiten“, warf Tomas ein.

„Künstler streiten überhaupt nicht“, belehrte Lux Mausig. „Künstler sind vornehm und müde, sehr müde.“ Er hatte die Hände gefaltet und senkte das duftende Haupt. „Nur des Nachts, wenn das Schnarchen der Mummelgreise unser Ohr beleidigt, heben wir die flackernden Arme zum Stern der Venus — dort ist unsere Heimat.“

Der Fremdling auf dieser Erde hatte sich erhoben, auch der Herr aus Bubentsch stand auf.

„Jung-Prag ladet den Schriftsteller Tomas für heute abends ins Kaffee Renaissance“, sprach Lux Mausig würdevoll. Und dann mit veränderter Stimme: „Sie müssen eine Chantanweste anzieh'n, lieber Freund.“

„Ich werde kommen“, sagte der also Geehrte, aber er wußte nicht, was eine Chantanweste für ein Ding sei.

:ux Mausig lächelte sieghaft; seine letzten Worte
en: „Wie denken Sie über Christian von Hoff-
nswaldau?" Dann ging er.

* *
*

„Kellner, lassen Sie uns allein." Stefan flog,
die Rockschöße sausten. — Die Sitzung konnte
nnen.

Der bleiche Theodor griff in die Brusttasche und
dort ein lavendelfarbenes Briefchen. Er warf
erächtlich auf den Tisch; ein karmoisinrotes, ein
engrünes und ein veilchenblaues folgten. Nun
elte der bleiche Theodor und liebkoste seinen
zen schwarzen Vollbart. „Meine heutige Post",
ärte er nachlässig, ich bekomme derlei täglich
tapeziere damit das Kabinett. Sie müssen mich
ichen, lieber Herr Thomas; es ist sehr sehens-
t. — Aber wo hab' ich nur mein Manuskript?"

Endlich erwischte er es; man reichte ihm eine
arette, dann las er:

„Ich lieb' nicht jene Frauen,
Die allzu irdisch sind. —
Das dralle Hausgesind'
Verursacht mir ein Grauen.

Das Schwellende und Runde
Bereitet mir nur Pein.
Ich finde es gemein
Und hasse das Gesunde.

Ein Weib will ich ersehnen,
Das leise im Verblüh'n,
Mit Augen katzengrün
Und weißen Raubtierzähnen."

Man war entzückt. Ottokar Hoff schob se
Riesenkalabreser, den er immer aufbehielt,
einem Ruck der Begeisterung ins Genick. W
Hoch vom Turme schrieb ins Notizbuch: Lieb
Kommenden. Sich opfern, ist höchste Wollust;
Selchermeister und Hofräte denken an die
gattung. „Sie sollten eine Bibel schreiben, Theo
sagte Lux Mausig. Es war das erlösende Wort;
nickten. Auch der Dramatiker Wirbelwind n
aber nickte höhnisch; — dies war er seiner
gabung schuldig.

Der Dramatiker Wirbelwind, der Verfasse
„kupfernen Esels", floß über vor Galle: Das S
theater in Pardubitz hatte wieder einmal dies L
spiel abgelehnt. „Ich bin eine komische Fi
knurrte Wirbelwind und riß wütend an den E
seines Husarenschnurrbarts.

„Vernichten Sie doch Ihren Männersch
nicht," bat Ottokar Hoff giftig. „Man erzählt
daß unsere kleinen Mädchen für's Leben gern
turnen auf gewissen Wachtmeisterbärten. Ist
wahr."

„Teurer Gehirnprotz", versetzte der Ge
„man erzählt verschiedenes. Von Ihrer K

kung beispielsweise geht die Fabel, der selige
lopochli, genannt Vitzliputzli — Sie erinnern
doch jenes Herrn — er war Obergott der
ken, glaub ich —".

ttokar Hoff hielt sich die Ohren zu, aber der
endichter ließ nicht locker: „Glauben Sie mir,
e Herren; der Hut unseres geliebten Ottokar
n Geschenk des großen Geistes und so etwas
t Segen. Wir wissen ja alle, wie berühmt unser
Bruder Hoff ist; von nichts anderem spricht
auf den Gassen und Märkten. Ich frage: Wem
nkt er dies? Und meine Antwort lautet:
em Hute, seinem wagenradgroßen, brieftauben-
en, flatterbändigen Filzhute dankt er diese
stümlichkeit. Ottokar Hoff war berühmt, noch
r eine einzige Zeile schrieb: Man wußte von
weil man von seinem Hute wußte."

er bleiche Theodor vermittelte. „Meine
er, wir wollen Frieden halten", und er wandte
n den Herrn aus Bubentsch und bat ihn, etwas
lesen. Tomas hatte Herzklopfen, diese Narren
n gefährlich, aber er gehorchte und begann:

Barnabas Bambasek.

ie Geschichte einer Leidenschaft.

ast du schon, gönnerhafter Leser, auf einem
turm übernachtet? — Nun, ich auch nicht!

Einmal wollt' ich's zwar versuchen, aber der Wä
der den Schlüssel hat, war entschieden dag
Allerdings, Barnabas Bambasek schläft nur
Kirchtürmen, denn Barnabas Bambasek ist
reicher Mann, und reiche Leute haben bekan
ihre Eigenheiten. Der eine liebt altes Porze
der andere junge Weiber. Herr von Baml
schwärmt aber für Höhenluft.

Er soll übrigens ein schöner Mann sein,
die Frauen. Zwar ist sein Köpfchen ein wenig
geraten, und bei gemeinen Feld- und Waldmen
würde man da auf einen Wasserkopf schließen.
Barnabas ist kein gemeiner Feld- und Waldme
Barnabas ist zwölffacher Hausherr, bitte! —
der Zwölffache hat Glück bei den Weibern.
laufen ihm nach und machen Augen so groß
Radreifen. Aber ihn rührt das nicht — er schw
für Höhenluft.

Freilich, sein seliger Herr Papa, der Bä
meister und Ehrenpräsident des „Vereines zur
nichtung lästiger Insekten“, war in puncto
anderer Meinung und sehr zärtlicher Natur. D
ist er gestorben. Denn eines Morgens, als e
Laden öffnen wollte in aller Gottesfrühe, ha
drei junge Damen seiner und eine jede
Tugendreichen trug ein lebendes Bündel im
Da war dem Herrn Meister der Segen in die

gefahren und vor seinen Augen tanzten tausend Funken. Zwei Tage darauf trug man den Würdigen zu Grabe.

Der Herr Sohn gab die Bäckerei auf, um sich der Pflege seiner Fingernägel ungestört widmen zu können. Dies vermochte aber den Strebsamen auf die Dauer nicht zu befriedigen und er wurde melancholisch. Dr. Wiesengrün kam, fühlte den Puls des unglücklichen Jünglings, machte ein bedenkliches Gesicht und schrieb hierauf folgendes Rezept — natürlich lateinisch:

Quellwasser	68
Gleichfalls	17
Destilliertes Wasser	5
Nichts anderes	9,4
Wie oben	0,6

Also zusammen 100 v. H. Wasser.

„Ihre Beschäftigung?" begehrte der Doktor sodann zu wissen.

„Ich pflege meine Fingernägel", sagte der Melancholiker.

„Und was machen Sie, nachdem Sie Ihre Fingernägel gepflegt haben?"

„Nichts", sagte der Melancholiker.

„Ja, das geht nicht", meinte der Arzt. Sie müssen irgend etwas unternehmen! Heiraten Sie, junger Mann!"

„Herr Doktor, meine Familie hat ihre Traditionen", klang stolz die Antwort. „Mein Großvater hat nicht geheiratet, mein Vater auch nicht und ich sollte dies tun? Nein, Herr Doktor, daraus wird nichts! Meine Familie hat ihre Traditionen, bitte!"

„So sammeln Sie doch wenigstens etwas", schlug Wiesengrün vor, „sammeln Sie Strumpfbänder; es ist nicht zu verachten". —

Barnabas lächelte höhnisch.

„Oder Hosenknöpfe!"

Aber Barnabas weigerte sich.

„Dann treiben Sie einen Sport: Steigen Sie Stiegen!"

Da kam es wie eine Erleuchtung über den Melancholiker. „Ja!" rief er und seine Augen flammten. „Ja, Stiegen! Viele Stiegen!! Tausende von hohen, steilen Stiegen!!!" —

Seitdem wohnt Herr Barnabas Bambasek auf Kirchtürmen.

Es war nicht leicht, eine passende Residenz zu finden. Der hochwürdige Klerus wollte und wollte es nicht begreifen, daß ein zwölffacher Hausherr just eine Kirchturmspitze zu seinem Nachtlager erkiesen müsse. Da steckte sicher etwas dahinter. Der Mann war ein Atheist und das sind die gefährlichsten! Endlich fand sich draußen in einer Vorstadt eine arme Kirchengemeinde, die gegen ein Mäßiges

Herrn Barnabas Bambasek das zehnte Stockwerk ihres Glockenhauses in Miete gab.

Am selben Abend noch feierte Barnabas seinen Einzug. Ein zusammenlegbares Bett wurde mit vieler Mühe die steile Hühnertreppe emporgeschleppt, die schwarzen Wände mit Teppichen verhängt, und Barnabas Bambasek war glücklich. Als aber die Ave-Glocke ihr Abendlied in die Straßen rief, da begann das Türmlein gar seltsam zu schwanken, sodaß der neue Mietsmann nach einem Halt suchen mußte, um das Gleichgewicht nicht einzubüßen. Wutschnaubend erklomm er den Glockenstuhl. „Herr, Ihr Turm wackelt ja!“ schrie er dem Kirchner zu, der schweißgebadet seines Amtes waltete.

„Ja, er wackelt“, gestand der Alte. „Seit dreißig Jahren wackelt er schon, Euer Gnaden.“

So, und ich soll das dulden? Bin ich vielleicht ein Matrose? Man bekommt ja die Seekrankheit! Nicht eine Minute bleib ich hier!“ — Und Herr Barnabas schlief diese Nacht noch in seiner Wohnung, Komeniusstraße „Zum blaßblauen Karpfen“, erste Etage, rechts.

Barnabas las nie Zeitungen. Wozu auch. Wird man dafür vielleicht bezahlt? Nun also. Dagegen zählte es zu den vornehmsten Pflichten seiner Wirtschafterin, den Morgenkaffee ihres Gebieters mit

allerlei Neuigkeiten zu würzen. Auch heute lautete der Bericht dieser gesprächigen Dame gar vergnüglich, denn Bedeutendes hatte sich ereignet: „Denken Sie, Euer Gnaden, die bucklige Zinngießersfrau hat Drillinge gekriegt. Ich hab's aber gleich geahnt; wenn mir die Hühneraugen weh' tun, dann passiert was."

Aber Barnabas waren heute die Drillinge sämtlicher Zinngießersfrauen höchst gleichgültig. Trübe starrte er vor sich hin. „Der Turm hat gewackelt", klagte er.

„Gott behüte, Euer Gnaden, der Turm hat nicht gewackelt", widersprach die Wirtschafterin, „der Glöckner war's, der gewackelt hat. Und nun ist er tot." meinte sie gefühlvoll.

„Wer ist tot?" fragte Barnabas.

„Nun, der Glöckner von St. Iwan. Er ist doch gestern vom Turm gefallen, der Ärmste. Ich hab's nur vergessen zu erzählen."

Das Herz des Herrn Barnabas Bambasek hüpfte und ein genialer Gedanke illuminierte sein Gehirn. „Ist er nun ganz tot?" fragte er mißtrauisch.

„Mausetot", schluchzte die Alte.

Da tat der melancholische Barnabas einen Freudensprung und brüllte: „Meinen Bratenrock, den blauen mit den goldenen Knöpfen; aber schnell! Und den Zylinderhut!" —

Eine halbe Stunde später stand er vor dem Pfarrer zu St. Iwan. „Ich bin der reiche Bambasek“, begann er, „und ich bewerbe mich um die Stelle Ihres Glöckners. Es ist von wegen der Stiegen; mein Doktor will's haben und ich nehme kein Gehalt und ich mach's ganz umsonst, weil ich der reiche Barnabas Bambasek bin.“

„So, sagte der Pfarrer. Ihr seid also der Barnabas Bambasek.“

„Der reiche!“ verbesserte der Bittsteller.

„Und Ihr bewerbet Euch um die freigewordene Stelle eines Glöckners von St. Iwan.“

„Von wegen der Stiegen“, ergänzte der Melancholiker.

„Und Ihr verzichtet auf ein Honorar“, lächelte der Pfarrer.

„Weil ich mit Respekt zu melden der reiche Barnabas Bambasek bin.“

Nun kam eine Frage, die Barnabas erbleichen machte: „Ihr seid doch verheiratet?“ forschte der Pfarrer.

„Verheiratet?“ stotterte Barnabas, „verheiratet?“

„Allerdings, Geliebter, dieses ist unsere Hauptbedingung; ledige Windbeutel können wir nicht brauchen.“

Barnabas schnappte nach Luft, Barnabas rang die Hände, Barnabas war ein gebrochener Mann. Der hochwürdige Herr fühlte Mitleid mit dem Unglücklichen. „So heiratet doch“, riet er, „und dann wollen wir Euch gerne den Türmerposten geben — auf zehn gehaltfreie Probejahre natürlich.“

„Die Tradition meiner Familie“, stöhnte Barnabas.

„Wißt Ihr keine, die Euch nehmen möchte?“ drängte der Pfarrherr.

„Hunderte“, ächzte Barnabas.

„Zum Beispiel?“

„Die Kellnerin vom ‚Roten Radreifen‘“, flüsterte der Melancholiker.

„Pfui!“ sagte der Hochwürdige und bekreuzigte sich. Dann sprach er: „Da weiß ich einen besseren Rat, junger Mann — Kathi, Kathi!“

Die Gerufene kam.

„Das ist die Tochter des verunglückten Türmers“, sagte der Pfarrer, „gebt Euch die Hände Kinder, und der Herr segne Euern Bund. Amen.“

— — — — — — — — — —

Der Herr aus Bubentsch hatte seine Prüfung bestanden; Jung-Prag jauchzte. Sie schüttelten ihm die Hände, nannten ihn Herr Bruder und verdrehten die Augen. Am lautesten schrie Lux Mausig.

Walter Hoch vom Turme schrieb in sein Notizbuch: Talent dritten, vielleicht auch vierten Ranges, mit einem Stich ins Familienblatthafte — sentimentaler Quatsch.

Der Dramatiker Wirbelwind erzählte, daß man ihm vom Stadttheater zu Pardubitz seinen „Kupfernen Esel“ heimgeschickt hatte und Ottokar Hoff nahm mit beiden Händen den gewaltigen Hut vom Kopfe, warf ihn verstört in einen Winkel und jammerte: „Man gibt mir nichts zu fressen!“

„Ist auch nicht nötig“, lachte Walter Hoch vom Turme, „Dichter sind wie Kanarienvögel; sie singen nur, wenn sie Hunger haben.“

„Ja“, sagte Tomas, den die Art dieser Burschen zu ärgern begann, „Dichter sind wie Kanarienvögel und manchmal bekommen sie den Pieps. Der Pieps, meine Herren, ist eine kleine rote Blase, die bekommt der Kanari just an jener Stelle, mit der er zu zwitschern pflegt. Dann kommt der Arzt, dreht den Vogel um, ergreift eine Stecknadel, kommandiert: eins — zwei — drei —! und ‚nimmt‘ dann, wie der Fachmann zu sagen pflegt, schnell und entschlossen dem guten Kanari seinen Pieps.“

„Sie führen eine kühne Sprache“, meinte Lux Mausig mit hochgezogenen Brauen.

„Ich bin so frei“, entgegnete Tomas. Und dann deklamierte er:

„Wie Frauen, die ihr rotes Haar
Des Abends vor dem Spiegel schlichten,
So farbensatt und sonderbar
Sind die Bilder in meinen Gedichten.
Ich weiß, daß niemand auf Erden
Mein heiliges Lallen schätzt. —
Der Dichter lebt unter Pferden,
Wird selbst ein Pferd zuletzt."

Der bleiche Theodor vermittelte, indem er Lux Mausig auf den Fuß trat und augenzwinkernd den Herrn aus Bubentsch einen feinen Kopf nannte.

Da fragte jemand: „Woran arbeitet jetzt unser Walter?"

Und Hoch vom Turme offenbarte: „Ich schreibe einen romantischen Lustmörderroman, in freien Rhythmen natürlich."

„Wie interessant! Und bekommt man vielleicht ein Kapitel davon zu hören?"

„Kaum. — Der dritte Gesang ist bereits vernichtet."

„Aber den zweiten könnten Sie uns doch vorlesen!"

„Auch der ist den Flammen überantwortet", sagte der Autor sehr von oben herab.

„Dann müssen Sie das erste Kapitel zum besten geben; es hilft Ihnen kein Herrgott."

„Unmöglich, ich hab' es dem Winde geschenkt."

„Wie schade!" jammerte Ottokar tückisch.

Lux Mausig aber jubilierte: „Recht hat er, tausendmal recht! Seine vorahnenden Verse müßte man von staatswegen in Marmor meißeln. Aber die Elenden, was tun sie statt dessen mit dem Gelde der Bürger und Bauern? Kanonen kauft die Horde, Kanonen zum Schießen nämlich! Wer kann's da unserem Dichter verdenken, wenn er seine Werke in den Sand schreibt?“

„Bitte, ich“, sagte Tomas.

Doch der bleiche Theodor begütigte: „Meine Brüder in Apoll, wünscht noch jemand das Wort? Niemand mehr? — Nun, dann auf zu den Weibern!“

Man rief nach dem Kellner und Ottokar Hoff frohlockte: „Ja, auf zu den Weibern! Aber häßlich müssen sie sein; nur häßliche Weiber sind schön! —

---

4. Kapitel.

Wie Tomas vom Glücke träumt.

Der Theaterdiener schrie die Nummer des Fiakers. Marion hing am Arm eines Oberleutnants, war wieder einmal sehr verliebt und ließ sich in den Wagen heben. Und während die kleine Marion zärtlich mit den Worten spielte, die der Offizier für sie zu einem bunten Strauße band, saß Herr Seligman in seinem Privatbureau und eine tiefe Sorgenfalte thronte ihm auf der Stirne. Aus den Aufzeichnungen, die vor ihm lagen, klaubte der Mehlhändler Ziffern heraus und je länger er damit beschäftigt war, desto enttäuschter wurde sein Gesicht. „Ein mageres Jahr", stöhnte er, „und wenn es so weiter geht, kann ich Steine klopfen gehen oder Lastträger werden."

Herr Seligman nahm die Bilanz und warf sie wütend in einen Winkel, dann klingelte er. Aber niemand kam, denn der Kaufmann hatte in der Aufregung vergessen, daß es fast Mitternacht war und daß er seit Stunden schon allein im Kontor saß. Erst als er die Tür zum Nebenraum aufriß und

die leeren Pulte sah, kam ihm das Bewußtsein der späten Stunde.

In dem großen Zimmer war es dunkel, alter Zigarrenrauch und eine verdorbene Luft reizten Herrn Seligman zum Husten. Er erkletterte einen der hohen Drehsessel, starrte nach dem Lichtstreifen, der aus der Privatkanzlei in die Finsternis quoll und begann mit harten Fingern auf die Tischplatte zu trommeln. So hockte der Mehlhändler wie ein mürrischer Gnom auf dem Drehsessel, dachte Zahlen, die viele Nullen hatten.

Als die Uhr an der Wand zu schnarren begann und heiser zwölfmal rief, riß die Gedankenkette des Herrn Seligman und der Ehrenwerte faßte den heldenhaften Beschluß: Die kleine Marion bekommt den Abschied. — — —

* * *

Um die nämliche Zeit, da der Mehlhändler erleichterten Herzens das Bureau verlies und langsam nach Hause schlenderte, setzte Marion das geschliffene Kelchglas von den Lippen. Sie hatte ein Kinderlächeln und fragte bübisch: „In welchem Ohr klingt es mir?“

„In dem rechten“, riet der Oberleutnant.

„Falsch“, rief das blonde Fräulein, „im linken — es denkt jemand an mich.“ . . . .

Der Herr aus Bubentsch war es, der an sie dachte. Am offenen Fenster seines Stübchens lehnte er und lauschte dem Schluchzen einer Nachtigall. Und er hatte sehr zärtliche Gefühle für Marion, da er an einem Traum spann, einem Traum fern jeder Wirklichkeit.

Tomas liebte es, die Beziehungen zu den Menschen, die ihm der Tag brachte, umzuformen und für den Traum mit neuen, ganz entgegengesetzten Eigenschaften auszustatten. So wurde die kleine, leichtsinnige Marion, die wie ein Spielball in die Arme der Männer flog, zu einem Bürgermädchen, das nur heimlich lieben darf. Und ihre Mutter, die Tökery, von der Tomas nichts wußte, die ihm aber mit allen Mixturen der Verschlagenheit gesalbt schien, wurde eine würdige Matrone.

Der Herr aus Bubentsch legte sich nie zu Bett, ohne ein Motiv für den kommenden Traum; hatte er aber die Gestalten, die ihn durch die Nacht begleiten sollten, einmal gewählt — und er wählte mit dem Geschmack eines Künstlers — dann überließ er das Weitere Gott Morpheus. Der mochte das Thema nach Gefallen weiterspinnen.

Tomas warf die Zigarette in den Garten, schloß das Fenster und suchte sein Lager auf. Bald schlief er den seligen Schlaf der Jugend und es kam dieses Erlebnis zu ihm:

Frau Tökery bewohnt im Villenviertel ein anmutiges kleines Haus. Sie wohnt dort mit ihrer Tochter und einer alten Magd, behaglich und in vornehmer Zurückgezogenheit, und wenn die beiden Damen nachmittags durch das wohlgepflegte Vorgärtchen steigen, um einen Spaziergang zu unternehmen, dann merkt man, daß sie sich nicht zu einem Weg in die Stadt gerüstet haben. Sie zieh'n es vor, draußen auf den Wiesen Feldblumen zu pflücken oder unter einem alten schattigen Baume irgend ein schönes Buch zu lesen. Das Fräulein ist jung und hat ein kluges Gesicht. Die Mutter trägt die behäbige Würde einer Matrone zur Schau. Besuch kommt selten ins Haus, manchmal sieht man einen kleinen weißhaarigen Herrn, den Bruder der Witwe; er holt die Damen zu einem Konzert ab oder führt sie ins Theater. Denn Fräulein Marion ist eine große Musikfreundin; sie spielt auch selbst und nicht ohne Begabung Klavier.

Heute ist sie wieder sehr lange am Flügel gesessen und hat ihr sehnsüchtiges Herz sprechen lassen von Dingen, die ein wohlerzogenes Mädchen nie in Worte kleiden dürfte. Keine Sprache eignet sich dazu, nur die Sprache der Musik. In den süßen und versonnenen Klängen ihres Spieles gestand sie die Unrast des verschwiegenen Herzens. Lange spielte Marion, bis die Mutter sanft mahnend die

späte Stunde verkündete. Da küßte das Mädchen die Mutter auf die Stirn und bot ihr eine gute Nacht.

Es war ein wunderbarer melancholischer Abend, einer jener Sommerabende, die bis in den Morgen dauern, weil die Nacht tiefblau ist und vom Monde silbern getönt. In regloser Stille lagen die Häuser rings und es war schwül. Marion öffnete die Fenster ihrer Mädchenstube und beugte sich in den Garten herab. Es roch nach Rosen, und in der Ferne bellte ein Hund; dieses angstvolle Bellen klang wie die Klage einer einsamen Seele, nicht wie der Zorn oder der Notschrei eines Tieres.

Marion erschauerte; sie dachte: der arme Hund, irgendwer hat ihn ausgesperrt und nun kann er nicht heim — und sie knüpfte an diesen Gedanken eine schwere Kette von Empfindungen, die düster waren und eingegeben von einem unzufriedenen Herzen. Dann setzte sich Marion an den kleinen Schreibtisch, um einen Brief an ihre Freundin zu richten.

Sie schrieb: Wir leben wie immer. Du weißt, Mama liebt die Einsamkeit und ich mag auch keine fremden Menschen. Was sollen mir jene jungen Herren, von denen man weiß, daß sie nur nach unserer Morgengabe trachten; ich möchte nur aus Liebe heiraten. — So schrieb das Fräulein und

noch einiges mehr, und dann stand sie auf und trat vor den hohen Spiegel, der zwischen den beiden Fenstern hing. Mit dem Blick einer Fremden, die einen neuen Menschen kennen lernen will, betrachtete sie darin ihr Abbild und langsam hob sie die Hände und zog die silbernen Nadeln aus ihrem Haar, daß es wie ein blonder Mantel über ihre Schultern rollte. Jetzt lächelte sie, nahm die Lampe und trug sie in das Badezimmer.

Der Baderaum war klein und eng, kaum ein paar Schritte weit konnte man darin geh'n. Das Mädchen ließ Wasser in die Wanne fließen und lief wie ein gefangenes Wild in dem schmalen Stübchen hin und her. Dabei sah sie ungeduldig nach dem Wasser, das leise plätschernd sich mühte, das Becken zu füllen.

Marion streifte die Gewänder ab, warf alle Kleider in einen Winkel, blies das Licht aus und rüstete sich, ins Bad zu steigen. Vorsichtig stieg sie die Porzellanstufen hinab und wollte eben den heißen Fuß ins Wasser setzen, da klirrte das Fenster. Es öffnete sich wie vom Winde aufgerissen und ein Mann steckte den Kopf herein. Hastig drehte sich das Mädchen um und sah starr nach dem Fenster. Dort schwang sich ein junger Mann über die Brüstung und sprang in die Stube. In der Hand trug

er eine Blendlaterne und das Licht der kleinen Lampe fiel auf seinen blonden Schnurrbart.

Der Gast, der diesen sonderbaren Weg und diese seltsame Stunde zu seinem Besuch gewählt, muß sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen sein, denn er scheint das Mädchen erst bemerkt zu haben, als er mitten im Zimmer stand. Nun kam der jungen Dame die Stimme wieder, gellend schrie sie auf und dann stürzte sie ins Wasser, um ihren bloßen Leib zu verbergen. Aber auch der Einbrecher machte ein angstvolles Gesicht; er wurde rot wie ein Mädchen und stand da, betreten und fassungslos. Die Laterne zitterte in seinen Händen, er mußte sie auf den Boden stellen.

Als er wieder den Kopf hob und zögernd nach der Wanne schielte, wuchs sein Schrecken, denn eine Ohnmacht hatte das Fräulein überwältigt und es drohte zu ertrinken. Da verlor der Fremde die Fassung, mit starker und gebieterischer Stimme schrie er um Hilfe — es war ein seltsamer Einbrecher.

Der Mann, der durch das Fenster gestiegen war, machte sich sofort daran, das Haupt der Ohnmächtigen über das Wasser zu heben. Er sah aus, wie einer, der etwas angestellt hat, das er bereut. Solch ein Gesicht bekommen Leute, die sich einer peinlichen Schuld bewußt sind und ihre unbesonnene

Tat sühnen möchten. Dabei rief er immer wieder atemlos um Hilfe.

Frau Tökery kam hereingelaufen; sie war im Nachtgewand und aus ihren Augen sprach Angst. Sie stöhnte: „Marion!“ und dann bemühte sie sich gemeinsam mit dem Fremden um das ohnmächtige Mädchen. So besorgt war die Mutter um ihr Kind, daß es ihr gar nicht auffiel, daß ein junger Mann, der eine Blendlaterne mitgebracht hatte, im Zimmer war. Ja, sie dankte ihm noch in stotternder Hast für seine Aufmerksamkeit.

Man hob Marion aus dem Wasser, legte ihr einen Bademantel um, und der Fremde half der Frau, die Ohnmächtige in das benachbarte Zimmer zu tragen; dort betteten sie das Mädchen auf ein Sopha. Gleich darauf schlug Marion die Augen auf und lächelte. Sie lächelte wie jemand, der seine Angelegenheit in guten Händen weiß, und schloß dann wieder zufrieden die Augen.

Als Frau Tökery ihr Kind lächeln sah, kam eine große Entrüstung über sie; diese Entrüstung wurde angefacht durch die erlösende Erkenntnis, daß für das Leben des Mädchens keine Gefahr mehr drohe. So war im Herzen der Witwe Raum für den Zorn geworden, weil darin keine Angst zu wohnen brauchte. Und der Zorn stieg groß und feuerflammend in das Gehirn der würdigen Frau, und ein

Verdacht von bodenloser Tiefe ließ sie erbleichen. „Wie kommt dieser junge Mensch in das Badezimmer?“ donnerte sie.

Dazu machte Fräulein Marion ein verwundertes Gesicht, der Fremde aber warf sich der alten Frau zu Füßen und es waren Tränen in seiner Stimme, als er die Geschichte eines verirrten Lebens beichtete: „Ich bin der Studiosus Tomas“, sagte er, „und eine falsch verstandene Philosophie und meine große Armut haben mich auf Abwege gebracht. Einen Einbruch wollte ich diese Nacht ausführen, denn ich weiß nicht, woher ich das Geld für die Prüfungstaxen nehmen soll. Wie habe ich mich bemüht, Stunden zu bekommen oder durch Schreiberdienste einiges zu erübrigen. Ich wurde überall abgewiesen und so hat mich die Verzweiflung diesen letzten Schritt gelehrt. Ich wollte in aller Stille eine Anleihe machen im Kasten eines Vermögenden und dann später, wenn ich in Rang und Stellung wäre, das heimlich Geliehene wieder zurückgeben. Der Versuch ist schmählich mißglückt und ich bereue mein Beginnen. Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, ich war jeder Überlegung bar und bin beschämt und gedemütigt.“

Fräulein Marion schien gerührt; sie blickte nach dem gebeugten Menschen und errötete. Wie hübsch er aussah in seiner blonden Jugend, und die Reue,

die sein Antlitz bewegte, machte ihn nur noch anziehender. „Sie Armer, was müssen Sie gelitten haben, bevor Sie sich zu so einem Schritt entschlossen“, flüsterte das Mädchen, und auch Frau Tökery fühlte ihren Zorn schwinden und ein mütterliches Gefühl des Mitleids wurde wach in ihr.

„Stehen Sie auf, Herr Tomas, Sie werden doch nicht knien“, sagte sie sanft. Und als sich der junge Mann verwirrt erhob, nötigte sie ihn auf einen Sessel.

Nun wurde es still im Zimmer; man schwieg in gegenseitiger Verlegenheit, bis die Tochter mit der Miene eines verzogenen Kindes rief: „Mir ist kalt geworden trotz der Schwüle. Möchtest du nicht einen Tee kochen lassen, Mama?“

Allsogleich verlies die Witwe das Zimmer, um die alte Magd zu wecken. Fräulein Marion sah der Mutter mit dem Antlitz einer Siegerin nach; ein listiges Feuer glomm auf in ihren Augen, dann nickte sie dem Studenten vertraulich zu und sagte: „Das hast du gut gemacht, Tomas; du hättest Schauspieler werden sollen.“

„Du scheinst ja auch Begabung für die Bühne zu haben“, entgegnete er befriedigt und küßte sie feurig auf den Mund.

„Aber die Ohmacht war echt“, suchte sie sich zu verteidigen. Und dann wehrte sie ihn ab und sagte

mit schwacher Stimme: „Mama tut mir leid, die Arme, sie ahnt nichts.“

Ein Weilchen später geschah etwas Seltsames: der „Einbrecher“ trank mit den Damen Tee, und da beide sehr liebenswürdig zu ihm waren, vergaß er seine Schande und Schüchternheit. So plauderte man ein wenig, bis die Magd mit der Kerze erschien und dem Gaste die Stiegen herunter leuchtete. Die Blendlaterne vergaß er mitzunehmen; sie stand in der Badekammer und brannte dort einsam, bis sie der Wind ausblies. Studiosus Tomas holte sie sich ein andermal, denn er war, als er Abschied genommen, von der Witwe aufgefordert worden, recht bald wieder vorzusprechen.

„Aber kommen Sie nicht durchs Fenster“, sagte sie und drohte ihm schalkhaft mit dem Finger, „wir haben eine Stiege“. Und der Studiosus beugte sich tief und ehrfurchtsvoll über die Hand der Matrone. — Frau Tökery sah dem Davonschreitenden nach und sagte: „Ein stattlicher Mann“.

„Und was für schöne Hände er hat“, rief schwärmerisch Marion.

„Es wäre schade um den Menschen, ich will ihn ausstudieren lassen“, beschloß die Mutter.

---

5. Kapitel.

Die Würfel sind gefallen.

Der Herr aus Bubentsch lag längst im Bette und genoß seinen Traum, als Lux Mausig zu ihm kam. Das Dienstmädchen, das verdrossen aus den Federn gekrochen war, weigerte sich, den seltsamen Gast vorzulassen. „Es ist nachtschlafende Zeit“, knurrte sie, „kein Mensch macht jetzt Besuche.“

„Aber ich muß ihn sprechen“, beharrte Lux Mausig, „ich muß; — es ist von weittragender Bedeutung!“ Damit riß er an der Türklinke, daß die Glasscheiben klirrten. — Doch das Dienstmädchen blieb hart. Wie ein Wachtposten stand sie da und ließ das Gejammer des Narren fühllos über sich ergehen. „Ich muß, ich muß!“ wimmerte Lux Mausig, „alles hängt davon ab; ich muß ihn sprechen!“

„Der junge Herr schläft doch“, wehrte die Magd.

„Dann wecken Sie ihn nur!“

Allein die Magd gähnte und rührte sich nicht von der Stelle. Da wurde der Narr tobsüchtig. „Wo ist eine Hacke?“ brüllte er, „alles soll dran

glauben; kurz und klein will ich Euch schlagen und lehren, wie man Könige empfängt!"

Der Lärm weckte Tomas und trieb ihn ins Vorzimmer. Hier traf er Lux Mausig, erstaunt sah er, daß jener nach einer Hacke suchte. Das Dienstmädchen hatte sich in die Küche geflüchtet und dort in dem Kohlenkasten verkrochen. Der Narr Lux jedoch war plötzlich ruhig geworden, mit der Miene eines Zirkushelden trat er auf den Herrn aus Bubentsch zu und begrüßte ihn nicht ohne Herablassung.

„Mensch, was willst du jetzt um diese Stunde? Und wie siehst du denn aus? Wer hat dich so zugerichtet?!" Damit wies Tomas erschrocken nach dem Kopfe des Narren, der hutlos war und mit einem blutigen Taschentuch verbunden.

Lux Mausig schwieg, er schwieg lange und beharrlich. Endlich lösten sich langsam und stockend Worte von seinen Lippen. „Bist du mein Freund?" fragte er dumpf.

„Gewiß, gewiß", nickte Tomas.

„Dann kleide dich an und komm."

„Jetzt? Es ist Mitternacht!"

„Ob du mein Freund bist, will ich wissen!"

„Aber ganz sicher."

„Dann kleide dich an und komm", beharrte der späte Gast.

„Sag' mir doch wenigstens . . . ."

„Nichts sage ich!“ schrie Mausig, „gar nichts. — Du warst nie mein Freund, ein elender Heuchler warst du! Und nun läßt du den Verzweifelten schmählich im Stiche.“

„Aber beruhige dich doch, Mensch, beruhige dich; ich möchte nur gerne wissen, wo wir hin sollen.“

„Wenn du mein Freund bist“, trotzte Lux Mausig, „so kleidest du dich an und kommst mit.“

Da tat der Herr aus Bubentsch dem Narren seinen Willen.

Es war ein weiter Weg, den die beiden antraten und lange schritten sie wortlos dahin durch die leeren Gassen, begleitet nur von ihren Schatten. Als sie die Brücke erreichten, die bogengewaltig zwei Stadtteile verbindet, blieb Lux Mausig vor der Statue des heiligen Nepomuk stehen und sah dem frommen Manne andächtig in die steinernen Augen. „Lieber Johannes, bitte für mich“, flüsterte er, und dann laut zu seinem Begleiter, mit der Stimme eines Befreiten: „Du sagst ihr —“

„Wem sage ich was?“ forschte Tomas.

„Nun, ihr, der Einzigen!“ Feierlich und machtvoll klangen diese Worte und er fuchtelte begeistert dazu mit seinen dürren Armen. „Du sagst ihr also — Ihr, der Einzigen — der Sieghaften, sagst du — du sagst —.“ Er wurde immer erregter.

„Aber von wem sprichst du eigentlich, um Gotteswillen?"

„Von meiner Prinzessin, natürlich, meiner sonnengesegneten Fürstin! Du sagst ihr also —"

„Aber Lux, hör' doch mal, ich weiß ja gar nicht, wo sie wohnt!"

„Es ist weit von hier, sehr weit; aber du wirst hoch belohnt werden. Ihre Lilienhand wird sie dir reichen und sagen: Ich danke Ihnen, Herr Tomas. — Ja, das wird sie! Und ein Lächeln — ihr Lächeln wird um dich sein, du Glücklicher!"

„Doch nun heraus mit der Adresse!"

Es ist weit, sehr weit, fast eine Stunde Weges, aber wir werden wie auf Wolken wandeln."

„Das halt ich nicht aus", schrie der Herr aus Bubentsch, „und dann — sie wird ja jetzt schlafen."

„Schlafen?" Lux Mausig war erzürnt, beleidigt war er, „sie und schlafen! Jetzt um diese Stunde, da sie das Zittern meines Herzens fühlt und der Taumelschrei meiner Seele zu ihr dringt!? Sie und schlafen, was glaubst du von ihr, Elender? Sie wird ruhelos auf ihrem Lager liegen und meine Botschaft erwarten, und dann jauchzen wie eine Lerche."

„Nun hab' ich's satt. Wie heißt sie denn, deine Auserwählte, dieses Mädchen ohne gleichen?"

„Ein Mädchen? Wer spricht von einem Mädchen? Männer meiner Art können nur Frauen,

reife Frauen lieben, die den Erntedust des Sommers in den Haaren haben!" trompetete Mausig, „und du wirst zu jener Frau gehen, wie man nach dem schwülen Süden pilgert."

Da reichte der Herr aus Bubentsch dem Narren die Hand und sagte: „Servus, ich bin schläfrig."

Es war eine Kriegserklärung, Lux wurde sanfter. — „Ich begleite dich bis zu ihrem Hause — du bist ja mein Freund; — keinem sonst hätte ich mich anvertraut."

„Machen wir's kurz" — sagte Tomas und suchte in allen Taschen nach etwas Rauchbarem . „Machen wir's kurz; ihr Name lautet?"

„Aurora nenne ich sie in meinen Liedern.

„Hoch steht sie da, gelehnt auf ihren Speer.
Um ihre Lenden lasten Tigerfelle
Und aufgepeitscht vom Winde hin und her
Fliegt ihres Haares losgelöste Welle —"

„Nur keine Verse, Mann, ich dulde das einfach nicht! Ihren bürgerlichen Namen will ich wissen!"

Eine Pause entstand, dann hub der andere traurig an: „Sie heißt Kamilla Tökery. Das klingt rauh und nüchtern, ganz kalt wird einem davon."

„Kalt wird einem auf dieser zugigen Brücke, mein Lieber. Weshalb stehen wir denn da, wenn wir zu deinem Weibsbild wollen? Soll ich mir einen Schnupfen holen? Man friert erbärmlich."

Lux Mausig lachte. „Man friert? Ich glühe! Doch komm, komm.“ Und sie liefen über die Brücke.

„Ich weiß noch immer nicht, was ich deiner Frau Tökery sagen soll“, begann der Herr aus Bubentsch, als sie im alten Stadtviertel untertauchten, wo die Gassen so eng sind, daß ein verliebter Knabe seinem schönen Gegenüber eine Blume von Fenster zu Fenster reichen kann.

„Was du ihr sagen sollst? Nur wenige Worte, kurz aber blutrot: — Aurora — sagst du — Aurora, die Würfel sind gefallen! — Feierlich wie ein hoher Priester mußt du sprechen, mit der Stimme eines Propheten, feierlich und getragen. Und nur dieses: Die Würfel sind gefallen, Aurora!“

„Topp, lieber Narr, die Würfel sind gefallen.“

„Schwöre Tomas, schwör' mir Erfüllung, du Siegelbewahrer meines Glückes.“

„Ich schwöre — nun aber, da das Geschäftliche sozusagen erledigt ist, so erzähl' mir schnell, wo du deinen Hut gelassen hast und wer dir den Schädel blutig schlug.“

„Still Freund, von dieser Schmach laß' uns schweigen. Alles Dunkle stirbt, Licht, Licht! Wir stehen vor ihrem Hause.“

Es war eine engbrüstige Baracke und stak dünn zwischen zwei Palästen. Wie ein Buckliger mit hochgezogenen Schultern stand das Haus da, sein Dach

war eingedrückt und die Fenster blickten stumpf ins Leere. Lux Mausig machte dem grauen Gebäude eine ehrfürchtige Verbeugung. „Hier wohnt sie“, sprach er schlicht, „gleich im ersten Stock, die erste Türe. Man kann nicht fehl gehen.“

Dann zerrte er an der Hausglocke, daß sie weit hin schallte und einen Hund aus dem Schlummer riß. Der bellte nun. Irgend jemand öffnete ein Fenster, sah lauernd in die Tiefe und verschwand. Endlich nahten schlürfende Schritte. Ein alter Mann schloß jäh das Tor auf, nahm mürrisch den Sperrsechser in Empfang und humpelte ohne Gruß davon.

„Geh'“, flüsterte Lux, „ich warte hier. Und denk an deinen Schwur.“

Tomas stand in der Hauseinfahrt; es war ganz finster um ihn. Fluchend suchte er nach seinen Zündern. Jetzt stolperte er über eine Holzstufe und wußte: Nun kommt die Stiege. Mühsam tastete er sich weiter. Die Wendeltreppe stöhnte wie ein kranker Mensch. Es war unheimlich. Endlich stand er vor einer weißgestrichenen Tür. Er lauschte.

Totes Schweigen. Nur vom Dache her klang das weithin gezogene Jammern eines Katers. Der Herr aus Bubentsch bekam Lust, umzukehren; dennoch pochte er. Er pochte leise, dann lauter. Dort hinter der Tür wurde es lebendig. Jemand kam. Eine

schrille Frauenstimme fragte durchs Holz hindurch: „Wer ist da?"

Und Tomas gab mit Wärme Antwort: „Ein Bote."

Die Tür wurde vorsichtig geöffnet. Ein fettes Weib stand auf der Schwelle. Sie hielt ein Licht und schützte es gegen den Zug. Ihr Haar war zerrauft und umhing die schmutzige Nachtjacke.

Tomas drängte sich vor; ungestüm schob er das Weib auf die Seite. Sie war hilflos vor Staunen. Stumm glotzte sie ihn an. Er aber stellte sich in Positur und schmetterte: „Die Würfel sind gefallen, Aurora." Da erbleichte das Weib, ließ ihr Licht fallen und schlug die Hände über den Kopf zusammen. „Jesus Maria", zeterte sie, „ein Narr. Hilfe, Hilfe!"

Jetzt wurde die Tür aufgerissen, ein Kerl mit dem Gesicht eines Lakaien kam hereingestürzt. Doch der Herr aus Bubentsch sah nichts vor Aufregung und immerfort schrie er in die Dunkelheit hinein, wie ein Besessener, sein Sprüchel, immerfort wiederholte er nur: „Die Würfel sind gefallen, Aurora."

Da wurde er plötzlich beim Kragen gepackt, ein kräftiger Fußtritt trieb ihn aus der Stube; drinnen wurde der Riegel vorgeschoben und das Weib verstummte.

Tomas war allein. Er kroch leise die Treppen herab und rieb sich den schmerzenden Rücken. Eine

blinde Wut hatte ihn erfaßt, ein Zorn sondergleichen: dieser Lux, dieser Galgenstrick, dem wollte er's heimzahlen! — Doch von Lux Mausig keine Spur weit und breit. Das Tor stand offen und der Morgen warf seine ersten Lichtbündel aufs Pflaster. Kopfschüttelnd schritt der Herr aus Bubentsch durch die Straßen. Auf der Brücke blieb er stehen, lange sah er ins Wasser, spuckte verächtlich aus und ging dann schlafen.

---

6. Kapitel.

Das Bett.

Hochsommerstimmung — alles rüstete sich zur Reise. Die Rosen hingen schwer an ihren Stengeln; faul lagen auf dem Boden des Springbrunnens die Goldkarpfen. Es war schwül und wer ins Freie konnte, sehnte sich nach dem Schatten der Anlagen.

Der Herr aus Bubentsch promenierte mit Marion in jenem entzückenden Garten, den der Oberstburggraf Chotek in den Tagen unserer Großmütter kunstvoll angelegt hat. Über die efeuverdeckte Mauer blickt das Lustschloß der Königin Anna sanft in den Park herab. In den Marmorzierraten der Balustrade haben die Schwalben Nester gebaut und umfliegen zwitschernd die schlanken Säulen; auf dem moosgrünen Dache raufen sich die Spatzen.

Der Herr aus Bubentsch geht mit Marion langsam die sandbestreuten Wege entlang. Das blonde Fräulein ist traurig; sie klagt: „Welch ein Leben — daheim nur Zank und Unfrieden, und nirgendwo

ein Herz, zu dem man flüchten könnte; ein Herz, das treu ist."

„Ich liebe dich", tröstete Tomas.

„Du bist ein Dichter, was nützt mir das. Ich brauche einen Mann und keinen Dichter; einen Mann, der mich aufrichtet und bessert, der meinen Leichtsinn bricht. Aber ihr, ihr wollt euch ergötzen, genießen wollt ihr uns, wie man eine süße Frucht genießt und keiner meint es ehrlich."

„Auch der Mehlhändler nicht, der dicke Theobald Seligman?"

„Der Mehlhändler hat mir den Laufpaß gegeben, mein Lieber", entgegnete das blonde Fräulein, „und nun schimpft die Mutter und nennt mich eine Betteldirne, die sich sattfüttern läßt von einer armen Frau. Es ist ein trostloses Leben. Wenn ich nur etwas Ehrbares gelernt hätte, aber ich kann bloß ein wenig Klavier klimpern. Ach Tomas, wie arm bin ich, mein einziger Reichtum ist die Lüge."

Der Herr aus Bubentsch nickte ernsthaft: „Ja, die Lüge, die ist auch mein einziger Besitz. Wenn wir die schöne Lüge nicht hätten, was wären wir dann, Marion! Weißt du Kind, die leichtfertigen Mädchen und die Poeten sind Wahlverwandte. Sieh mal, wir beide lieben den Schein und wir leben von ihm. Wir müssen uns blind stellen; auch Fortuna ist blind. Tiefunglücklich wären wir, wenn uns die Wahrheit

ins Bewußtsein käme. So aber geht man tanztaumelnd durch den Tag und träumt mit wachen Augen. Wir sind Geschwister, Marion, das nämliche Schicksal meistert uns."

„Das ist kein Trost für mich", sagte das blonde Fräulein dumpf. „Ich möchte besser werden, Tomas."

Der Herr aus Bubentsch lächelte: „Bessern kann ich dich nicht, Herz, aber aufheitern. Über Abgründe sollst du tanzen lernen, den Blick in die Vergangenheit gerichtet. Was kümmert uns die Zukunft. Sieh, Marion, alles fließt; was heute den Einen entzückt, wird morgen den Anderen bekümmern. Ich kenne ein Symbol, das allen Menschen vertraut ist: das Bett. Kein Ding wechselt so in seiner Bedeutung und bleibt sich selbst dennoch treu. Das Schloß dort drüben, das Lustschloß der Königin Anna hat mich zu einer Geschichte angeregt und die will ich dir jetzt erzählen. Komm, setzen wir uns."

Roberto Taronini di Sabello, ein lombardischer Baron, war als Kavalier der Königin Anna nach Prag gekommen. Die welsche Fürstin konnte die Sonnenheimat nicht vergessen und verzehrte sich in Sehnsucht nach den Heimstätten ihrer glücklichen Jugend. Der Gemahl baute, um den Trübsinn der schönen Frau zu mildern, einen Marmorpalast, der genau nachgebildet war dem Lustschlosse, wo sie als

kleines Mädchen gespielt hatte. Auch wählte die junge Königin den Hofstaat unter dem Adel ihres väterlichen Landes.

Roberto Caronini di Sabello war einer von den Erkorenen und er brachte die üppigen Sitten und die glanzvolle Lebensweise seiner Sippe mit in die neue Heimat. Die erste standesgemäße Handlung, deren er sich befleißigte, war, daß er sich eine Geliebte anschaffte. Diese Geliebte, die Tochter eines königlichen Leiblakaien, war sehr jung, sehr blond und sehr habgierig. Für ihre Jugend hatte der Italiener Blicke der Bewunderung, für ihre Blondheit die köstlichsten Gewänder, und für ihre Habsucht eine offene Hand. Er kaufte ihr nahe der Königsburg ein kleines Haus, dessen Giebel verziert war mit verliebten Amoretten; er schenkte ihr zwei afrikanische Senftenträger, die rote Kleider trugen und Goldringe in den Nasen hatten. Er schenkte ihr einen bunten Papagei, der von spanischen Händlern unter großen Gefahren aus Amerika gebracht worden war, und einen indischen Affen. Und weil er wußte, daß das wichtigste Gerät im Haushalte einer Geliebten ein Bett ist, so bestellte er bei Meister Nikolaus eine verschwenderisch geschmückte Bettstatt.

In einem Winkel der welschen Gasse auf der Kleinseite hatte Meister Nikolaus seine Stube und in diesem bescheidenen Gelaß entstanden, unter den

gesegneten Händen des Künstlers, Werke voll edler Eigenart. Nikolaus war ein Schreiner, dessen Geschicklichkeit von allen geschätzt wurde, die schönen Hausrat liebten. Die mühselige, aber edle Kunst der Intarsia übte dieser Meister, und die Komoden und Truhen, die aus seiner Werkstatt hervorginger, waren das Entzücken aller Kenner. Selbst im vergötterten Florenz hätte man vergebens nach vornehmeren Proben der Tischlerei gefahndet. Wer zu Prag ein erlesenes Möbelstück wünschte, der ging in die welsche Gasse. Und auch Roberto Caronini di Sabello besuchte das Haus des Meisters Nikolaus, um bei ihm die Bettstatt zu bestellen.

Es sollte ein Lager werden, würdig der Aufgabe, die ihm beschieden war, ein Ort der Freuden, ein Stück Himmelreich auf Erden. Unverwelkt würden hier die Blumen der Sinnlichkeit blüh'n, Purpurrosen, die ihre hundertblättrigen Kelche in glühender Pracht rankten um diesen Festplatz der Lust.

Nikolaus nickte bedächtig zu diesen Anweisungen des vornehmen Fremden, und schuf in wochenlanger Arbeit eine Bettstatt, die er mit gerechtem Stolze sein Meisterwerk nennen durfte. Die erlesensten Hölzer wählte er ohne zu kargen, und keine Mühe hatte er gespart. Aus dem Kern uralter Rosenstöcke ward das Lager zurechtgezimmert und es war über und über eingelegt mit edellinigen

Ornamenten, gebildet aus Ebenholz, Elfenbein und Perlmutter. Aus allen Winkeln guckten reizende Amoretten; die haschten einander, tanzten einen Ringelrund oder bliesen zärtliche Lieder auf ihrer Flöte. Andere wieder schossen mit gefiederten Pfeilen auf ein Herz, das wie ein Schmetterling von Blume zu Blume flatterte.

Auf solch einem Lager zu ruhen, hätte selbst der unsterblichen Aphrodite Freude gemacht; die Tochter des königlichen Leiblakaien aber nahm das Bett mit einer Gebärde der langen Weile in Empfang, rümpfte das stumpfe Näschen und sagte herablassend zu Roberto Caronini di Sabello: „Danke." Dann warf sie sich auf die seidenen Kissen und nahm eine verführerische Stellung ein. Es war die Attitude Nummero drei: die vollen Arme unterm Haupt verschlungen, die Hügel der Brust hochgereckt und die Beine zögernd übereinander geschlagen. Stets schmolz bei diesem Anblick das Herz des welschen Kavaliers wie Märzschnee im Glanz der Mittagssonne. In jene Verzückung geriet er dann, die ihn auf den Einfall brachte, seine blonde Freundin so malen zu lassen. Ein böhmischer Bildniskünstler hat die Tochter des königlichen Leiblakaien in der Attitude Nummero drei verewigt, wie sie auf ihrem Bette lag, die Arme unterm Haupt verschlungen und die Beine zögernd übereinander geschlagen.

Das Bild hängt heute in der Sammlung patriotischer Kunstfreunde. Aber Roberto Caronini, der es vor drei Jahrhunderten bestellt hat, mußte bald, nachdem das Gemälde vollendet war, Prag verlassen, denn die Ärzte hielten das nordische Klima seiner Gesundheit für schädlich. Auch war er der Fremde müde geworden.

Ehe der Italiener in seiner vierspännigen Karosse für immer Prag verließ, bedeckte er das Bett seiner Geliebten mit venetianischen Goldgulden. Dann umarmte er sie zärtlich und wünschte ihr eine glückliche Zukunft. Es fand sich auch ein Mann, der bereit war, die galante Dame, die sechshundert Goldgulden und das Prunkbett Roberto Caroninis in Besitz zu nehmen. So wurde das Liebeslager ein ehrbares Ehebett, denn der Stadtschreiber, gekleidet in die schwarze Schaube seines Standes, wußte viel Würde zu verbreiten. Er schritt einher als ein Mann, der alle Bürgertugenden gepachtet hat und ein Abglanz dieser ernsten Behäbigkeit fiel auch auf die junge Frau. Sie hatte als Hausehre gelernt, die Augen keusch niederzuschlagen, und trug Kleider, die bis zum Hals geschlossen waren, wie es sich für die Frau eines Schriftgelehrten ziemt.

Man vergißt bald, wenn man vergessen will, und das blonde Weib vergaß, daß sie einst eine Ge-

liebte gewesen, und wußte nur, daß sie bald Mutter werden würde; die Mutter eines kleinen rosigen Kindes, mit winzigen Händen, und Augen schwarz und klug, wie die des Herrn Stadtschreibers. Und als die schwere Stunde kam und man dem Vater einen Knaben in die zitternden Arme legte, da vereinigte sich mit dem Weinen des Neugeborenen der letzte Seufzer der Mutter. So wurde das Bett, das Meister Nikolaus einst gebaut hatte als einen Tummelplatz der Freuden, zu einem Sterbelager.

Der Stadtschreiber weinte, wie es sich für einen ehrbaren Witwer ziemt, nähte einen schwarzen Tuchstreifen um seine Lammfellmütze und gab das Kind einer entfernten Muhme zur Pflege. Dann packte er die sechshundert Venetianer, diese goldene Erinnerung an die Vergangenheit seiner Seligen, in eine Truhe und zog in die Fremde. Vorerst aber verkaufte er den gesamten Hausrat und es waren gar kostbare Sachen darunter, denn Roberto Caronini di Sabello hatte nicht geliebt, geringwertige Dinge anzuschaffen. Das prächtigste Stück aber war doch das Bett, über und über bedeckt mit schön eingelegtem Rankenwerk, aus Rosenholz gefügt und geschmückt mit zierlichen Amoretten, die einander haschten oder im Schatten blühender Büsche musizierten. Dieses Bett kaufte ein alter Junggeselle, der vor vielen Jahren nach Prag gekommen war,

um hier an den Brüsten der Wissenschaft Lethe zu trinken. Das Studieren hatte er längst schon aufgegeben, doch gewann er es nicht übers Herz, seiner Alma mater ganz den Rücken zu kehren.

Melchior Rubritius war ein Sonderling. Ein überaus bescheidenes Vermögen schützte ihn vor grober Not; doch mußte er jeden Groschen sorgsam ansehen, ehe er ihn ausgab. Das tat der alte Hagestolz auch, wenn es die Befriedigung seines Magens galt; denn auf Essen gab Rubritius nicht viel, und was das Trinken anbelangt, so begnügte er sich mit klarem Brunnenwasser. Aber schön wohnen mußte der Junggeselle; es war seine einzige Sucht, in einer edel gezierten Stube zu hausen. Keiner hätte geglaubt, daß dieser prächtig geschmückte Raum einem so dürftigen Menschen gehöre.

Das mäßig große Zimmer war angefüllt mit dem wertvollsten Hausrat, allerdings, kein Stück paßte zum andern, und es sah aus, wie in einem Museum. Doch jedes einzelne Stück war gesättigt von gediegener Vornehmheit, und wenn Melchior Rubritius in seinem mächtigen ledergepolsterten Lehnstuhl saß und die schwere Pracht rings bewunderte, dann hatte er ein Recht, stolz zu lächeln. Oft sagte er dann, nicht ohne Genugtuung: Diese Möbel sind meine ungegessenen Pasteten, mein ungetrunkener Burgunder. —

Hieher brachte der Alte das Prunkbett. Die schönen Intarsien der Lagerstatt hatten ihn verlockt, und um sich den Besitz zu sichern, mußte er tief in den Lederbeutel greifen. Aber er beschloß, nur noch Sonntags Fleisch zu essen, und wurde seligen Herzens der Eigentümer jenes Bettes. Viele Jahre schlief er darin, bis er eines Tages plötzlich merkte, daß diese Bettstatt nicht recht zu der Gesamtheit des Hausrates stimmte. Er hatte manchmal solche Anwandlungen einer übertriebenen Kunstphilosophie; dann verwandelte sich die Liebe zu dem angezweifelten Gegenstand in wilden und lodernden Haß. Nicht einen Augenblick länger wollte er dies Gerät in seinem Gemach dulden, auch wenn er es vordem jahrelang mit Genuß betrachtet hatte. So erging es nun auch der Bettstatt des Meisters Nikolaus; sie wurde erbarmungslos entfernt.

Ein Jahrzehnt hatte der Alte, umschmeichelt von den zarten Amoretten, deren Perlmutterwangen in ewiger Heiterkeit lächelten, und umrankt von den elfenbeinernen Rosen — ein Jahrzehnt oder mehr hatte Melchior Rubritius auf diesem Lager seinen einsamen Junggesellenschlummer gehalten, und nun mußte die greise Dienerin das Bett auf den Dachboden tragen, wo es bald verstaubte und vergessen ward.

Viele Frühlinge kamen ins Land und wanden verliebten jungen Leuten Maienkränze. Und viele Herbste kamen und wurden von den Greisen mit einem Lächeln wehmutsvoller Milde begrüßt. An solch einem Herbste starb der alte Rubritius und es nahmen Fremde Besitz von all seinen verblichenen Herrlichkeiten. Aber an die Bettstatt, die auf dem Dachboden stand, dachte keiner. Im Winkel des Gebälkes, beschattet von dichten Spinnweben, dunkelte sie, grau und schmutzig, und die kleinen Gesichter der Amoretten und die Rosengewinde waren bedeckt von einer dicken Kruste Staubes.

So stand das Bett hundert Jahre oder noch länger und niemand kümmerte sich um das Werk des Meisters Nikolaus. Keinem diente es und es hatte keiner Freude daran. Nicht einmal der Wind, der in die Dachlucken blies, konnte die Bettstatt erreichen, denn ein zahlreiches Gerümpel hatte sich um das alte Prunkbett angesammelt im Wechselspiel der Zeiten. Zerbrochene Stühle lehnten da, Tische, denen ein Bein fehlte, und noch manch' anderes, halb vernichtetes Gerät, dessen einstiger Beruf kaum noch zu erkennen war. Mitten in diesem jämmerlichen Kram träumte das Prunkbett, gleich einem Dornröschen, von den Tagen seines verschollenen Glanzes. Viele, viele Jahre träumte es so, bis es von einer jungen Magd entdeckt wurde,

die auf den Dachboden gekommen war, um hier nasse Wäsche trocken zu hängen.

Die Magd freute sich des gefundenen Bettes; ihr sonnenverbranntes Gesicht, das den Abglanz dörfischer Erntefeste spiegelte, wurde rot vor Vergnügen, und sie beschloß, des Nachts hier ihren Liebhaber zu empfangen. Seitdem kicherten wieder die Amoretten und spielten auf Elfenbeinflöten Lieder gefühlvoller Zärtlichkeiten, und die Blumen, die Meister Nikolaus einst kunstvoll eingelegt hatte in das Rosenholz der Bettstatt, erblühten aufs Neue. Und es war ein Flüstern und ein Sichliebhaben unter dem dunkeln Gebälk, Nacht für Nacht auf dem Dachboden, daß die Katzen scheu davonschlichen und für ihre Mondscheintänze einen andern Schauplatz suchten. So blieb es einen Sommer lang, und dann vereinsamte das Bett wieder; unbenützt stand es in der Dachkammer durch Jahre und eine dichte Staubdecke lag darüber ausgebreitet, grau und schmutzig, wie der Mantel eines Bettlers.

So stand das Bett, bis wieder einmal das Haus seinen Herrn wechselte, und der war ein Freund großer Reinlichkeit; er ließ das Gerümpel vom Dache herabschaffen und so kam auch der alte bunte Bettkasten mit all dem andern Kram ans Tageslicht. Sein Todesurteil war gesprochen; als Brenn-

holz sollte er elend zerhackt werden und schon blitzte die Axt feindselig über den Perlmuttergesichtern der Amoretten, die hinter ihrer dunkeln Staubkruste vor Angst schier erblaßten. Da rettete ein kleines Mädchen das Werk des Meisters Nikolaus vor schimpflicher Vernichtung. In seine weiße Stube ließ es das alte Paradebett bringen und mit Sorgfalt wurde der sonderbare Fund dort blankgeputzt. Wie entzückte da das hübsche Kind vor der Schönheit des Geretteten. In unverwelktem Schimmer blühten die Rosen, und die zarten Körperlein der Amoretten leuchteten gar lieblich; es war eine Pracht sondergleichen.

Schneeweiße Pölster breitete das junge Mädchen über die alte Bettstatt und eine himmelblaue Decke, und dann träumte es auf dem ehrwürdigen Lager des Roberto Caronini von künftigen Tagen, von Schlachten, in denen das Leben siegen wird, das lebendige Leben, das unsterblich ist und ewig Triumphe feiert. So träumt die Kleine, Unberührte in der bunten Bettstatt und ahnt nicht, daß ihr Lager oft ein stummer Zeuge war von mancherlei Freuden der Liebe, aber auch von manch qualvoller Pein. Ein stumpfer und gleichgültiger Zuschauer ist es. Trägt er doch, wie all die Ereignisse der Vergangenheit, die sich auf seinem Rücken

abgespielt haben, auch jetzt genau so ungerührt, die Sehnsucht dieses jungen Herzens, die blonde Sehnsucht eines werdenden Weibes. Vielleicht gehen jene Mädchenträume bald in Erfüllung, und dies Bett, das schon ein Sterbebett war, just so wie ein Lager lodernder Lust, wird zum Brautbett. Wer kann's wissen?

---

7. Kapitel.

Der Rattenfänger.

Der Herr aus Bubentsch hatte ihn im „Kaffee Kalifornien“ kennen gelernt; das ist die sonderbarste Schenke in der Stadt. Männer kommen fast nie hin; meist sitzen dort Frauen mit roten, vom Wind und Wetter gegerbten Gesichtern, deren mächtige Körper eingehüllt sind in hundert bunte Tücher. Es sind Handelsfrauen, die auf dem nahen Grünmarkt ihren Stand haben und sich, ehe sie ihr mühseliges Tagewerk beginnen, im „Kaffee Kalifornien“ einen Topf Tschaj mit Rum gönnen. Lange vor Tagesgrauen hocken sie dort auf den roh gezimmerten Bänken, mit ihrem gewaltigen Umfang und reden. Diese Stimmen sind laut und überstürzen sich wie ein Wildbach, der einen Berg hinabspringt.

Der Kellner, ein langer lungenkranker Mensch, bedient seine weiblichen Gäste mit der Miene Eines, der sich langweilt. Er hustet den Frauen in die Töpfe und duldet verdrossen ihre endlosen Reden.

Männer kommen selten hieher. Manchmal ver-
rt sich ein Gassenkehrer oder ein Lampenanzünder
 den dicken Dunst dieser Stube. Aber sie bleiben
icht lange; die Arbeit zieht sie fort. Auch mag das
ärmen der Weiber nichts Anheimelndes für jene
aben; sie sind ja froh, den Stimmen ihrer eigenen
attinen entflohen zu sein.

Hier, mitten unter dem Haufen schwatzender
eiber, hatte Tomas seine Bekanntschaft gemacht.
r war ihm aufgefallen durch das seltsame Gesicht,
essen spitze und verkniffene Art an das Antlitz einer
atte erinnerte. Die klugen und funkelnden Äug-
ein, der weit vorgebaute Mund, die aufwärts
trebenden Ohren und die lange Nase gaben dem
Menschen eine eigentümliche Prägung. Er saß in
er finsteren Ecke der Stube und hob oft die Hand
ie schirmend vor die Augen, als ob ihm das grelle
Licht der Lampe Pein verursachte. Zu seinen Füßen
ag ein müder Hund und daneben stand ein schwarzer
roßer Kasten, in dem es pfiff und rumorte. Die
Weiber kümmerten sich nicht um ihn, aber der
Kellner bediente diesen Gast mit einer Aufmerksam-
eit, die er sonst keinem andern zuteil werden ließ.

Auf die Frage des Herrn aus Bubentsch, wer der
Mann drüben sei, sagte der Kellner hustend und ver-
wundert, daß man erst fragen müsse: „Es ist der
Rattenfänger, Euer Wohlgeboren." — Da ging

Tomas zu dem Manne hin, um ein Gespräch mi
ihm anzufangen.

„Habet Ihr heute viel gefangen?“ leitete er di
Unterhaltung ein.

Der Sonderbare sah ihn mißtrauisch an, dan
fistelte er: „Diesmal war's bescheiden, aber wa
geht das Sie an?“ und wieder streiften ihn sein
lauernden Augen.

Der Herr aus Bubentsch suchte die Zurück
haltung des Mannes durch übertriebene Anteil
nahme zu besiegen. Lebhaft rief er: „Mich fessel
Euer Handwerk; geht Ihr jede Nacht auf die Jagd
Und fangt Ihr die Bestien mit Fallen?“

Er sah Tomas geringschätzig an und sprach ver
weisend: „Es sind keine Bestien, sondern weid
gerechte Tiere, und ich treibe keine Aasjägerei
Herr!“

„Nun, ich wollte Euerer Kunst nicht nahetreten
lieber Freund“, begütigte der Herr aus Bubentsch
„alles kann man ja nicht wissen. Und weil ich au
von der grünen Gilde bin . . .“

Der Rattenfänger kicherte: „Die lumpigen paa
Hasen, in die Ihr hineinpfeffert mit Eurer Kugel
spritze. Ich fange mein Wild mit bloßen Händen.
Und da er den Zweifel bemerkte, errötete sein fahle
Gesicht und er wiederholte eindringlicher. „Mi
bloßen Händen fange ich sie und das ist kein

einigkeit. Unlängst hat mich eine in den Daumen
)issen und war nicht loszubekommen. Ich mußte
erwürgen. Es war schade um sie und ich tat es
ht gern, denn gewöhnlich ziehe ich den Tieren bei
endigem Leib das Fell über die Ohren."

Tomas schauderte. Und weil jener sein Entsetzen
, weidete er sich daran und geriet in eine behä-
ge und redselige Stimmung. „Das hat seinen
und, Herr. Tote Ratten sind wertlos, aber für
endige bekomme ich ein schönes Stück Geld. Die
rschner machen daraus die zartesten Pelze. Es ist
wie beim Maulwurf; sein Fell verliert auch den
anz, wenn er als Kadaver geschunden wird."

Nun trat Tomas näher. Ein süßlicher Geruch,
dem Manne entströmte, stieg ihm ekelhaft in die
se. Da er zu husten begann, höhnte jener: „Ich
ste Euch wohl nicht fein genug?"

„O, es hat nichts zu bedeuten", wollte ihn der
rr aus Bubentsch beruhigen.

Er aber beharrte: „Es bedeutet sehr viel, denn
nit fange ich meine Tiere. Das ist der Köder,
rr, der Köder, dem sie nachlaufen mit verliebten
nauzen. Wie besessen sind sie davon. Morgen
chts gehen wir in das Agneskloster pürschen; ich
d meine Tochter Elvira. Da werden sie uns
eder nachlaufen, wie abgerichtete Kätzchen." Und

er knirschte voll Jagdeifer mit den spitzen Mau-
zähnen. „Hättet Ihr Lust, mitzujagen?"

„Vielleicht", zögerte Tomas.

Darauf jener ermunternd: „Ihr braucht kei
Angst zu haben. Ein paar Lederhosen und gu
Gamaschen, und wenn Ihr wollt einen derben Stoc
das müßt Ihr haben, aber es ist ganz ungefährlic
Zwar, einmal haben mir die Ratten den Hund ze
bissen; zu Hunderten stürzten sie über ihn her un
ich vermochte den treuen Burschen nicht zu rette
Aber so etwas kommt selten vor, und meine Tocht
würde lachen, wenn ich ihr von Eurer Furcht e
zählen möchte. Sie verachtet feige Männer."

Tomas gestand, die versprochene Rattenjag
hätte nichts Verlockendes für ihn. Aber von jeh
fesselten sonderbare Frauen seine Anteilnahme un
so ward auch diesmal sein Ekel besiegt durch d
glühende Neugierde, ein Weib kennen zu lernen, da
ein Vergnügen findet, dem widerlichsten aller Tie
der Ratte, nachzuspüren. So sagte er kurz en
schlossen zu und versprach, die Jagd im Agneskloste
mitzumachen.

Tomas wurde zu seiner Zusage noch ermuti
durch das unvermutete Eingreifen eines Fremde
eines gutgekleideten jungen Herrn, der bisher, u
beachtet von ihm, still in der Nähe gesessen wa
Dem jungen Mann merkte man an, daß ihn d

Neugier in diese Taverne gelockt hatte. Ein Nachtschwärmer, der den Absonderlichkeiten der Stadt nachspürt, mußte es sein; unberührt stand der weiße Suppentopf vor ihm und in den Fettaugen der Brühe spiegelte sich das Lampenlicht. Nun stand er auf und fragte sehr höflich, ob er mitkommen dürfe. Der Herr aus Bubentsch war erfreut, das unheimliche Abenteuer mit einem anderen teilen zu dürfen und sagte gerne zu. — „Von Eichen, Freiherr", stellte sich der Fremde vor und laut redend verließen die beiden jungen Männer das ‚Kaffee Kalifornien'".

Am nächsten Abend, lange vor Mitternacht, traf Tomas den Baron vor dem Kloster und sie gingen dort erwartungsvoll auf und ab und spähten nach ihrem Jagdgenossen. Da traten aus dem Dunkel der winkeligen Gasse zwei Gestalten auf die beiden zu. Sie erkannten den Rattenfänger, der den schwarzen Kasten auf den Rücken geschnallt hatte und, dem Begleiter gleich, in hohen Stiefeln, wie sie die Flößer zu tragen pflegen, einherstampfte Der Mensch neben ihm war klein und gedrungen und wackelte schwerfällig auf seinen krummen Beinen. Er ging gebückt unter einem Rucksacke, der einen süßwiderlichen Geruch ausströmte. Die ganze Gestalt des Menschen war eingehüllt in diesen betäubenden Duft, der einschläfernd roch, wie ein Narkotikum.

„Kommen wir", sagte der Rattenfänger und machte sich an der Tür des Klosters zu schaffen.

Nun konnte Tomas seine Enttäuschung nicht mehr verhüllen. „Wo ist denn Eure Tochter?" erkundigte er sich.

„Das da ist sie", sagte der Rattenfänger und klopfte seinem krummen Begleiter, der nichts Weibliches an sich hatte, wohlgefällig auf die Schulter. Erst als sie im Klosterhof ihre Blendlaternen angezündet hatten, erkannte Tomas, daß dieser plumpe Kerl wirklich ein Frauenzimmer war. Allerdings keines, das auch dem bescheidensten Schätzer weiblicher Reize genügt hätte. Elvira hatte ein graues Gesicht, spitzmäusig und lüstern, aber das Häßlichste an ihr waren doch die roten Augen, die unter weißen Wimpern böse umherirrten. Fahlweißes Haar hing wirr um ihr Rattengesicht. Diese Elvira, auf deren Bekanntschaft Tomas so erpicht gewesen, war ein Albino von unerhörter Häßlichkeit; und ihr gedunsener Leib und ihre verkrümmten Gliedmaßen machten sie nicht schöner.

Die Lust des Herrn aus Bubentsch an dem Abenteuer war merklich geschwunden. Aber da er nun einmal mit diesen sonderbaren Menschen im Hofe des Agnesklosters stand, mochte er nicht davonlaufen, und auch der Freiherr redete ihm zu und zeigte sich sehr interessant. Tomas sah, wie die Jagd-

leidenschaft in den fahlen Gesichtern seiner Begleiter glühte und klomm verdrossen mit ihnen unter die Erde.

Gleich auf den ersten Stufen, die in die unterirdischen Gewölbe führten, empfing sie das Rascheln und Raunen eines lichtscheuen Lebens. Es waren die Ratten, die aus allen Winkeln herbeigeschlichen kamen, gelockt von dem süßlichen Geruch, der alle gleich einer Wolke umgab. Je tiefer sie herabstiegen, desto lauter wurden diese Stimmen der Finsternis; in Scharen schlichen die Tiere hinter ihnen drein. Keiner sprach ein Wort. Tomas sah den Rattenfänger in den Rucksack seiner Tochter greifen und beobachtete, wie er von dort eine helle, breiartige Masse holte; die schleuderte er mit spitzen Fingern überall hin. Und die Ratten warfen sich wie sinnlos über den Köder; besessen vor Gier rissen sie sich die Bissen vom Maule weg und rauften mit einander um die kleinste Krume.

Es wurde immer lauter um sie her; ein Kreischen und Pfeifen stieg wirr empor und brach sich in den Gewölben der endlosen Gänge. Manche der Ratten, von den anderen zu Tode gebissen, schrien im Sterben klagend wie Kinder, die ein großes Weh peinigt. Doch sobald eines der Tiere nur einen einzigen Bissen des süßen Breies geschluckt hatte, wurde es auffallend still; lautlos fiel es auf den Rücken.

Es war ein böses und häßliches Erlebnis, der Anblick dieses Rattengezüchts, das nur die Sucht kannte, die eigene Gier zu stillen und für die Mitgeschöpfe nichts als Haß besaß. Und eine Stunde lang mußte Tomas diesen Anblick ertragen. Endlos waren die Kellergewölbe, und ohne Ende schien ihm der Kampf. Nicht plötzlich, sondern zögernd verebbte er und klang in eine unheimliche Stille aus. Da empfand der Herr aus Bubentsch dieses Schweigen noch gräßlicher als den Tumult von vorhin. Ein leidenschaftliches Verlangen trieb ihn, zu fliehen, wie eine Qual empfand er den feuchten Dunst, der übelriechend aus allen Winkeln zu ihm emporstieg. Ihn schauderte, und hastig bat er seinen Führer, ihn ins Freie zu geleiten. Der war's zufrieden. Auch von Eichen schien des Abenteuers genug zu haben.

„Ich bringe die Herren auf die Gasse", sagte der Rattenfänger zu seiner Tochter, „und du kannst unterdessen die Tiere sammeln". Den schwarzen Kasten schwang er von den Schultern und stellte ihn vor Elvira hin. Diese begann sofort die Ratten, die rings reglos übereinander lagen, in die Truhe zu schleudern. Polternd fielen die Betäubten in den Behälter. Im Fortschreiten hörte Tomas noch dieses seltsame Geräusch, das ihnen ein Stück des Weges nachfolgte. Im Wandern trat er oft auf manchen

weichen Körper. Als er zögerte, beruhigte ihn der Rattenfänger. „Das hat nichts zu bedeuten, Herr; die Tiere schlafen fest und sie werden erst morgen aufwachen, bis ich ihnen die Schnauze ins kalte Wasser tunke." — Da fiel Tomas erst ein, mit beängstigender Deutlichkeit, welch grausames Ende diesen Ratten beschieden war. Unwillkürlich sprach er laut und schaudernd vor sich hin: „Die armen Tiere".

Der Rattenfänger machte eine Bewegung des Hasses. „Mit den Zähnen könnt ich sie zerfleischen!" knurrte er bösartig und dann ging seine Stimme in den Fistelton über, den der Herr von Bubentsch an ihm gewohnt war. „Ich schinde diese Scheusale mit Entzücken; es ist mir eine Wonne, sie zu peinigen." So sprach er, während sie die Stiegen emporklommen, und eine blinde Wut kroch ihm aus den Augen. „Früher war ich nicht so", meinte er wie entschuldigend. „Früher liebte ich das Volk der Ratten; es sind ja kluge Tiere und ich schätze jetzt noch ihren Verstand. Aber seitdem mir das mit der Elvira passiert ist, bin ich hart geworden, und es war auch eine Tat der Undankbarkeit, die an mir verübt worden ist. Zwei Jahre sind's her, da fing ich im alten Rathaus eine Ratte, die war groß wie ein Hund und schneeweiß war sie; nicht ein dunkles Fleckchen war auf ihrem Fell zu finden. Und weil

meine Tochter um das Leben dieses prächtigen Burschen bat, so schonte ich ihn. Die feinsten Bissen bekam er und wurde gehalten wie ein Prinz. Elvira war wie besessen; eine rote Schabracke nähte sie für ihren Schützling und ein Wesen machte sie mit ihm, daß ich oft lachen mußte. Einmal drohte ich ihr mit dem Finger und scherzte. Verlieb dich nur nicht in den Rattenkater. Da errötete sie und wurde ganz verlegen. Und, Herr, eines Tages bemerkte ich, daß die Elvira gesegneten Leibes war. Sie hat es mir nicht eingestanden, wer die Schuld daran hatte, aber ich wußte, daß es die weiße Ratte war und ich stampfte das Tier mit meinen Stiefelabsätzen in den Erdboden. Das Mädel hat nachher ein Kind geboren; es ist ein Bamsen und die Ärzte sind ganz entzückt davon. Sie sagen, daß es eine Sehenswürdigkeit wäre. Nun, merkwürdig ist es ja; es fehlen ihm Arme und Beine und der Leib ist gedunsen und aufgeschwollen, und rund ist er, wie eine Kugel. Und an dieser Kugel hängt ein winziges Köpfchen; es ist der Kopf einer Ratte. Als besondere Sehenswürdigkeit gilt es. Man hat mir schon viel Geld dafür geboten; aber ich mache mir nichts aus Geld, und weil Elvira den Balg vergöttert, so dulde ich ihn im Hause. Wenn Sie das Ungetüm besichtigen wollen, Herr, wir wohnen beim Sandtor Nr. 30."

Sie waren über den Hof geschritten und der Rattenfänger öffnete das Tor des Klosters. Als sich Tomas, vom Baron begleitet, entfernte, rief er ihnen noch nach: „Wenn Sie den Bamsen anschauen wollen, Herr . . .“ Aber keiner der Beiden gab Antwort.

Stumm liefen sie durch die Finsternis, die Seele gepeinigt von dem Erlebten. Plötzlich blieb Tomas stehen: „Der Mann muß irrsinnig sein“, stöhnte er; „so spricht nur ein Verrückter.“

„Warum?“ entgegnete von Eichen nachdenklich. „Ich halte diesen Rattenfänger keinesfalls für geisteskrank. Auch soll es solche Bamsen geben; die Tochter wird sich wohl bei ihrem Beruf ‚verschaut‘ haben, wie das Volk zu sagen pflegt. Und dann, man nimmt die Eigenschaften der Umgebung an — Mimikry nennen es die Gelehrten.“

„Jener Bursche ist selbst eine Art Ratte“, gab Tomas zu; „aber das Tierhafte in ihm entsetzt mich“.

Der Freiherr lachte: „Uns allen ward ein gut Stück davon zugemessen. Längst begreife ich die große Wahrheit: als Tier ist der Mensch verdorben und als Mensch ist er kein Mensch, weil er ein Tier ist. Darnach richte ich mich auch, Herr Doktor, und lebe meinen Instinkten.“

Der Herr aus Bubentsch wollte widersprechen, allein die Höflichkeit ließ ihn schweigen. Jedenfalls war der Ausflug sehr interessant", meinte er.

„Gewiß, und mich fesselt alles, was ungewöhnlich ist. Mittwoch gebe ich einen spiristischen Abend; Sie würden mich auszeichnen durch Ihr Kommen."

„Ich werde nicht verfehlen", sagte Tomas, und die beiden Herren nahmen sehr förmlichen Abschied.

---

8. Kapitel.

Die Liebesprobe.

Daß die Freude immer der Trauer benachbart sein will. — Wo der Schmerz wohnt, wo die dunkeläugige Verzweiflung brütet, dorthin kommt die Lebensgier geschlichen, mit weit vorgestrecktem Halse, und kreischt und wiehert, und überschlägt sich fast vor Ausgelassenheit.

In der Nähe des Todes lachen sie am liebsten, diese gedankenlosen Kinder des Volkes, die den Begräbnissen nachlaufen, um den düstern Pomp zu genießen. Darum gibt es auch so viele Schenken und Tanztavernen nahe den Wolschaner Friedhöfen, und wenn die jungen Weiber, glühend von den Wonnen des Tanzes, hinaustreten auf die Gasse, gefolgt von Liebhabern, dann gleiten ihre Blicke mit einem wonnigen Schauer an den Steinkreuzen entlang, die über die endlose Mauer ragen. Es ist, als ob diese ernsten Male ihnen predigten: Genießt das Leben, denn es ist kurz und will durchtanzt sein. So schenkt die Stadt der Toten den Lebendigen Ratschläge, die gehört und verstanden werden. Und

die Tänzer blicken hinüber zu den Kreuzen und winken, und haben das Gefühl eines gesteigerten Genusses, denn sie sind lebend und wollen ihr bischen Leben genießen.

Dann kann es geschehen, daß ein Liebespaar Hand in Hand durch das Tor des Friedhofes schreitet und, in zärtliche Gespräche versunken, sich auf einen Grabhügel setzt, um sich dort zu küssen. Es kommt aber auch vor, daß die Beziehungen zu dem nahen Gottesacker in verzerrter Komik ihren Ausdruck finden. Die Fabriksmädchen, die sich hier vergnügen, fallen auf durch ihre ungeheuerliche Haartracht und manchmal umflattert sie auch ein breites Seidenband mit der goldgestickten Inschrift: Ruhe sanft! Das sind Bänder, von irgend einem Grabkranz gestohlen, und die Tänzerin trägt solch eine Schleife mit seltsamer Selbstverständlichkeit, ahnungslos, was die goldenen Lettern bedeuten. Und wenn ein Zärtlicher an dem Busen seiner Tänzerin sanfte Ruhe findet, die deutsche Aufschrift ist unschuldig daran, denn unter das Volk des Wolschan verirrt sich kein deutsches Wort. —

Manchmal werden diese Spelunken von fein gekleideten Damen besucht mit riesigen Federhüten, und einer Kontrollkarte im Handtäschchen. Sie sind aus den schwülen Nacht-Kaffeehäusern Prags hieher geflüchtet, weil sie einmal mit Ihresgleichen

sprechen wollen — und nicht immer mit Herren, die vorsichtig den Rockkragen bis über die Ohren geschlagen haben. Die Fabriksmädchen sehen die eleganten Damen nicht gern in den Tanzschenken der Vorstadt. Sie treten ihnen auf die schönbeschuhten Füße, und manchmal raufen sie auch miteinander um irgend einen Burschen, der treulos an solch eine blendende Erscheinung sein leichtes Herz verschenkt hat.

Köchinnen und Zofen kommen selten hieher, Köchinnen und Zofen halten das unter ihrer Würde. Geschieht es dennoch, dann betragen sie sich hochmütig und teilen Gnaden aus. Wenn aber eine Vertreterin des Hausgesindes zu ihrem vornehmen Beruf, der sie über die anderen dort erhebt, noch eine schwarze Haut mitzubringen vermag, so ist das ein Ereignis von unerhörter Bedeutung und die Tänzer kämpfen um sie wie die Löwen. Die Negerin Dunga, die bei Frau Tökery diente, hatte der Zufall hierher geführt und sie wußte, was sie dem Zufall schuldig war. Mit spitzen Fingern nahm sie das Bierglas aus den Händen der Tänzer entgegen, und wenn sie sprach, dann tropften ihr die Worte schleppend und zögernd von den Lippen, denn sie hielt diese Art der Rede für sehr vornehm. Dabei tanzte die hagere Afrikanerin aber mit jener hinreißenden Wut, die alle Leidenschaften des Leibes

im Walzertakt ausdrückt. Sie tanzte viel, denn man liebt auch in diesen Kreisen das noble, allein am meisten tanzte Dunga doch nur mit dem Tischlergesellen Ottokar Kulhanek.

Der Tischler Kulhanek war wie eine Latte so lang. Die Kleider schlotterten ihm um den magern Leib und seine Bewegungen waren hastig und ungewöhnlich. Wenn er sprach, dann thronte ein überlegenes Lächeln auf seinem Antlitz; nachsichtig hörte er die andern an und zuckte zu ihren Reden mitleidig die Achseln. Denn Ottokar Kulhanek hielt sich für überaus gebildet; nie ging er ohne ein Buch in die Arbeit. Darin las er in der Mittagspause, während er sein Brot kaute. Es waren Bücher voll hochtrabender Worte und sie trieften von Blut und Abenteuern. Detektiv-Romane waren es oder Räubergeschichten, und was der Tischler darin erlas, wuchs in seinem ärmlichen Gehirn zu erdrückender Wirrnis.

Dieser Kulhanek war ein armer Teufel, der davon träumte, wie die Großen dieser Erde mit ihren Mitmenschen gleich Marionetten spielen. Etwas Besonderes wollte er sein und war nur ein überspannter Narr. Wie es so im Leben geht, Menschen seiner Art haben eine Unterstimme in ihrer Seele, eine weiche, nach Zärtlichkeit dürstende Empfindung. Und so wollte auch Ottokar Kulhanek Zärt-

lichkeiten empfangen, und es war die Negerin Dunga, die von ihm für jene erhabene Aufgabe bestimmt wurde.

Auf einem Wolschaner Tanzboden hatte er die Schwarze entdeckt und ihre vornehmen Manieren hatten im Herzen dieses Schwärmers den Entschluß gereift: die oder keine! Als der Tischlergeselle an dem großen Sonntag, da er mit Dunga bekannt geworden, am frühen Morgen einsam seiner Behausung zuschritt, da wußte er, daß die Mohrin würdig wäre, seine Frau zu werden.

Große Männer pflegen plötzlich ihre Beschlüsse zu fassen; liegt doch die Bedeutung so vieler weltgeschichtlicher Gestalten einzig in ihrer wagemutigen Entschlossenheit. Das wußte Ottokar Kulhanek und er wollte es seinen historischen Vorbildern gleichtun. Also stand in seinem Herzen, unerschütterlich wie ein Felsen, das Ergebnis: zu Weihnachten wird die Dunga geheiratet. Große Männer sind aber auch vorsichtig. Nicht umsonst pflegte Ottokar von sich zu behaupten: ich wäre sicher ein berühmter Diplomat geworden, hätte mich eine andere Mutter geboren. — Darum hatte er auch das Verlangen, seine staatsmännische Begabung dieser Liebessache dienstbar zu machen.

Als der Tischlergeselle Kulhanek das zweitemal die Schwarze von der sonntägigen Tanzunterhal-

tung heimgeleitete und sie noch ein Weilchen plaudernd vor dem Haustore standen, proklamierte de Verliebte unter stürmischen Zärtlichkeiten sein Verlobung. „Also abgemacht“, sagte er feierlic als die schlürfenden Schritte des Hausbesorger hörbar wurden, und kramte in den Taschen nac einem Sperrsechser für die Braut. „Also abgemacht zu Weihnachten wird geheiratet.“

Dunga hatte bisher vornehm geschwiegen, nur zeigte sie ihr blendendes Gebiß. „Meinethalben“, lachte sie und dann mußte sie sich, trotz ihrer beträchtlichen Länge, auf die Fußspitzen stellen, um dem noch längeren Ottokar den Brautkuß zu bieten.

Der Tischlergeselle Kulhanek war selig. Allein im wirrsten Freudenrausch vergaß er nicht, was er seiner staatsmännischen Begabung schuldig schien. Man ist ja schließlich auch nicht mehr jung genug, um mit beiden Beinen in die Ehe zu springen, wie ein Schwimmer in die Moldau. Und weil der vorsichtige Ottokar ein ernster und lebenskluger Mensch war und ein gebildeter Mann, der seine eigenen Gedanken hat, kam ihm der Einfall, die Tugend seiner Braut praktisch zu erproben. Er faßte diesen sinnreichen und wahrhaft großzügigen Entschluß bei manchem Glase Bier und war stolz auf den erfinderischen Scharfsinn seines Geistes.

Ottokar Kulhanek besaß einen Bruder, einen leinen und unternehmungslustigen Kerl, mit lugen, die viel Verschlagenheit verrieten. Diesen ruder nahm sich der Tischlergeselle vor, und es am zwischen den beiden zu einem regelrechten Verrag. Gegen eine Vergütung von zehn Kronen sollte anek die Keuschheit der Negerin auf die Probe tellen; so wurde beschlossen. Dabei hatte der Tischler llerdings seinem Bruder vorsichtig verschwiegen, elch ernste Absichten ihn mit der schwarzen Dunga erbanden. Er hielt es für schlauer, dem Janek orzuspiegeln, daß er der Mohrin müde sei und das Verhältnis lösen wolle. Und dazu bedürfe er eben ines erwiesenen Treubruches, sagte er und schlug erb auf den Tisch, daß die Biergläser nur so hüpften.

„Du mußt sie verführen, Janek, hörst du, verführen mußt du sie“, rief er immer aufs Neue, und die Begeisterung leuchtete ihm aus den Augen. Dabei dachte er: „Der Idiot, er wird sich den Schädel an diesen Felsen der Treue einrennen — mich verdrängt nicht sobald einer!“

Bescheiden erwiderte der Kleine: „Ich bin meiner Sache sicher“.

Von da ab wich Janek nicht mehr von der Seite Dungas. Wo sie erschien, tauchte auch sein struppiger Kopf auf und es war rührend, zu sehen, wie dienst-

beflissen der Kleine um Dunga bemüht war. Diese empfing die Annäherung des neuen Verehrers wie ein Geschenk der Götter, denn man wehrt sich nicht gegen etwas, das einem das Schicksal bescheidet. Immer sah man sie jetzt mit ihm den Tanz antreten, und wenn die beiden, eng verschlungen, an Ottokar vorbei wirbelten, dann zwinkerte ihm sein Bruder verständnisvoll zu. Standen sich die beiden Männer aber auf einen Augenblick allein gegenüber, klopfte der Kurze dem Langen, so gut es ging, auf die Schulter und flüsterte: „Es geht ausgezeichnet, halte das Geld bereit". Und in seinen Ohren klang schon das melodische Klirren der zehn Silberkronen.

Mit finster gefurchter Stirn und bösen Blicken folgte der Tischlergeselle dem Pärchen. Längst hatte die Eifersucht Macht über ihn gewonnen, eine mühsam gezügelte Wut kochte in ihm; aber er zwang sich, unbefangen zu erscheinen. Lauernd umschlich er Bruder und Braut, horchte auf ihre Gespräche, und wenn sich die beiden innig in die Augen sahen, dann ballte er die Fäuste. Zwar wollte er sich's nicht eingestehen, daß er Angst hatte um seine Negerin, diesen Felsen der Treue; aber in heimlichen Selbstgesprächen kam er manchmal zu dem unerwünschten Ergebnis: mir scheint, Ottokar Kulhanek, du bist ein Esel.

Immer unmutiger wurde der Bräutigam und seine üble Laune fiel endlich auch dem Janek auf. Der hielt den Zorn Ottokars für Ungeduld und darum verdoppelte er die feurigen Anstrengungen, die Tugend der Schwarzen zu vernichten. Der Sieg wurde ihm leicht. In einer schwachen Stunde verlor die Dienerin der Tökery den Kranz der Unschuld. Janek trat vor den Bruder, um seinen Erfolg zu melden.

„Es ist also geschehen“, sagte Ottokar heiser.

„Ja, es ist geschehen“, nickte der Andere, „und die zehn Kronen sind fällig; ich hab' sie mir ehrlich verdient. Aber daß du's weißt: Dunga ist ein liebes Ding und wir heiraten zu Weihnachten.“

Da gab Ottokar Kulhanek seinem Bruder ein paar mächtige Ohrfeigen als Hochzeitsgeschenk, und dann ging er, sich einen Rausch antrinken — es war nicht sein erster.

---

9. Kapitel.

Herr Tomas liest einen Brief vor.

Die Häuser hocken wie verschlafene Greise an der Berglehne; die roten Ziegeldächer haben sie sich tief in die Stirn gezogen, gleich einer Kapuze, und aus matten Fensteraugen blinzeln sie ins Dämmerdunkel der Straße. So ein Abend auf der Kleinseite hat etwas unendlich Sanftes. Dort wächst noch Gras zwischen den Pflastersteinen, und die Leute sitzen vor den Türen, als ob sie auf dem Lande wohnen würden. Nirgends gibt es so viel alte Leute, wie dort, und weil bejahrte Menschen keine Eile haben und Freunde der Ruhe sind, so schenken sie diesem Stadtteil eine vornehme Stillheit, die ein Tuch von Seide ist und alle Dinge sacht und behaglich einhüllt.

Der Adel hat dort seine Paläste gebaut und man hört noch oft deutsch sprechen auf der Kleinseite. Der Hausflur der Gebäude hat tiefe Schatten und von den Galerien blicken hochmütig zerbrochene Gottheiten herab. Über den Toren aber hängen allerhand Wahrzeichen: Räder und Hufeisen, er-

blindete Sonnen- und Kanonenkugeln, die der Rost zerfressen will. Auch viele Heiligenbilder gibt es da, gemalte und solche, die in den Stein gemeißelt sind. Es ist sehr anheimelnd, durch die engen Gassen zu streifen und immer wieder etwas Neues zu entdecken; etwas Neues, das uralt ist. Auch der Herr aus Bubentsch ging dort viel spazieren, manchmal allein, oft mit einem Mädchen; heute führte er Fräulein Marion ins goldene Brünnel.

„Ist der Weg weit?" zögerte das Fräulein unter einer Linde des Fünfkirchenplatzes.

„Wir sind schon hier", sagte der junge Herr Tomas tröstend, und dann bog er in ein lächerlich enges Gäßchen, das ein vorzeitiges Ende nahm, weil man mitten in den Weg ein Haus gebaut hatte. Finster und wuchtig stand es da und sperrte die Straße ab. Herr Tomas hielt vor dem Holztor dieses Gebäudes und schlug mit dem Klopfer aus Erz gegen die Stirn eines Löwen, daß es laut in der Gasse hallte. Das Fräulein aber bekam Angst; „Da soll ich hinein? In diesen finstern Bau?" wehrte sie sich.

„Wir müssen durch drei solcher Festungen, ehe uns das Paradies erschlossen wird. Wie das Fegefeuer vor der unsterblichen Seligkeit ist es, und man soll sich ein Glück erst verdienen und seine Sehnsucht büßen, schöne Sünderin!"

„Wenn es hier nur nicht so abscheulich röche", klagte die blonde Marion, ließ sich aber dennoch von dem jungen Herrn Tomas in den finstern Hof führen, der durch die Wunderwirkungen eines Sperrsechsers erreichbar wurde.

„Dieses", sagte der Herr aus Bubentsch und wies feierlich nach einem Rohrkasten, der einen Winkel des engen Hofes ausfüllte, „dieses ist der glorreiche goldene Brunnen. Heute schöpfen die Hungerleider dieser Mietskaserne sein zauberhaftes Wasser, um davon zu trinken, doch einst, in den Tagen der Mirakel und Mysterien, holten sich die Alchimisten mit andächtigen Händen von hier die kostbare Flüssigkeit, um damit ihre Versuche zu einem glücklichen Ende zu führen. Tycho de Brahe schwur auf die Wunder dieses Brunnens und der kaiserliche Träumer oben in der Burg teilte seinen Glauben. — Drüben im Goldmachergäßchen hielt man die langbärtigen Käuze gefangen und von hier brachte man ihnen täglich ganze Fässer voll des Zauberwassers in die streng behüteten Hütten. Darin sollten sie die weißen Pulver und grünen Salben zu Klumpen gelben Metalls wandeln."

„Und ist es ihnen geglückt?" forschte das Fräulein.

„Ich weiß es nicht. Einmal machten sie einen hellen Aufstand. Es waren zehn an der Zahl und

sie forderten von den Wächtern, daß man sie in die Sonne ließe, denn draußen lockte der liebe Frühling und die Schwalben bauten in den Lücken der Burgmauer Nesterlein. Alle zehn schrien wild durcheinander, rauften sich die Bärte, zerschlugen ihre Retorten und Kessel und wimmerten und baten, daß man sie in den Hirschgraben lasse. Aber dort jagten eben ein paar adelige Herren und die mochten keine fremden Gäste unter sich. So kam es, daß die keifenden Goldmacher um ihren Spaziergang betrogen wurden, und weil sie nicht nachließen mit Zeter und Gezappel und bösen Reden, und weil ihr trotziger Sinn nicht zu brechen war und keiner von den zehn Querköpfen seit jenem Tage auch nur ein winziges Quentchen gelben Goldes in die kaiserliche Kammer sandte, so sperrte man sie in eiserne Käfige gleich seltenem Vogelzeug und hing ihre luftigen Bauer in die Tannen des Hirschgrabens. So wurde ihnen ihr Willen; dort sangen sie noch ein Weilchen, bis ihnen die Stimme versagte, dann starben sie Hungers."

So erzählte der Herr aus Bubentsch; er hatte seinem Mädchen den Arm gereicht und sie stiegen nun die steilen Holzstufen empor, die bei jedem Schritt tief seufzten. Es waren sehr enge Wendeltreppen, wie man sie in verflossenen Jahrhunderten zu bauen pflegte und sie zeigten zahllose Flicken,

und jene flüchtigen Ausbesserungen, die laut verrieten, daß dem Hausherrn nicht viel an seinem Besitz gelegen sei. An schmutzigen Wohntüren führte der Weg vorbei, an Pawlatschen und gedeckten Gängen, wo alte und junge Weiber standen und das Paar neugierig anstarrten. Dann fanden die endlosen Stiegen auf ein Weilchen ihr Ende, ein Hof tat sich auf, der dem untern glich an grauer Verträumtheit und Melancholie, und wieder begann das Erklingen neuer Stufen. So stiegen drei Häuser übereinander, eines immer über die Schulter des anderen; so ward das Dach des einen dem nächsten stets zum Vorplatz. Bis man plötzlich im Freien stand, ganz unerwartet und überwältigt von der Pracht des Anblickes.

Unten lag die Stadt, wunderbar und köstlich wie ein Mosaik auf Goldgrund, das mit Edelsteinen besät ist. Aus dem silbernen Flusse schlugen Flammen, und die Fenster der endlosen Häuserreihen glänzten gleich Perlmutter. Hundert Türme langten in den Himmel, mit Kreuzen und Wetterzeichen, und moosgrüne Kuppeln gab es da, und rote Dächer, die wie Scheiterhaufen brannten. Ganz nahe, zum greifen nahe, dehnte ein Park sein reizvolles Viereck. Die uralten Linden darin schienen nicht größer, als die Bäumchen einer Spielzeugschachtel, und der Bärenzwinger sah aus, wie der

Hügel eines Maulwurfes. Und über all diese Zierlichkeiten breitete die Abendsonne einen blauen goldgetupften Schleier, der unendlich zart war und voll schillernder Reflexe.

Der junge Herr und seine Freundin blickten still in die Tiefe. Über ihren Häuptern türmte sich das Gemäuer der Königsburg und die knorrigen Knäufe des Domes griffen in die Wolken. Wortlos stand das Paar und genoß das seltsam schöne Bild. Da knarrte ein nahes Gartenpförtchen und ein alter Mann, angetan mit einer grünen Schürze, in der einen Hand die lange Pfeife, in der andern sein Samtkäppchen, bat die beiden, einzutreten.

Eine schmale kiesbestreute Terrasse, die eingesäumt war von altmodischen Blumen, nahm sie auf. Lange gelbgestrichene Tische und zerbrochene Korbstühle umstanden gelangweilt eine winzige Wasserkunst; Goldfische funkelten in der flachen Granitschale und mitten unter ihnen, unbekümmert um die glotzenden Gesellen, badete ein braunes Bronzeweiblein und enthüllte sorglos die Pracht ihres Leibes. — Einen wunderlichen Eindruck bot das Ganze. Aufwand und Kargheit stritten miteinander, aber das Dürftigere siegte; so behielt die schmale Terrasse etwas Schüchternes und rührend Hilfloses.

Zu einem fürstlichen Besitz aber wuchs diese dürftige Terrasse erst durch die Fernsicht; unerhoffte Geschenke gab sie jedem, der sich hier niederließ. Der Wirt wußte von seinem Reichtum und nahm die Ausrufe der Bewunderung wie eine Pflicht entgegen, mit Würde und als einen selbstverständlichen Tribut. Dann ließ er die Gäste allein. Ein hübsches rothaariges Weib kam, brachte eine Bierflasche und zwei Gläser, ein Brett, auf dem Butter und Käse sauber geordnet waren, und gestand, daß nichts anderes zu haben sei. Endlich blieb der Herr aus Bubentsch mit seiner Dame allein. Fräulein Marion sah sich prüfend um.

„Es ist herzig hier“, stellte sie endlich fest, und Herr Tomas nickte dazu:

„Ich liebe diesen Wunderwinkel seit Jahren schon.“

„Und wem verdankst du seine Entdeckung?“ forschte das blonde Fräulein.

„Einer entthronten Königin. Zur Zeit ihrer glorreichen Regierung hat sie mich hierher geführt, um mir im Schatten der Königsburg, unbelästigt von den Zudringlichkeiten Fremder, Audienz erteilen zu können. Einmal sollten wir diese Terrasse mit einem sommersprossigen Maler teilen. Es gab einen sehr heftigen Krieg, ohne Worte und Gebärden wurde gekämpft; der Mann mit der Staf-

felei siegte und wir kletterten hier den steilen Rasenhang hinan, dicht unter die Burgmauer, um allein zu sein. Zwischen den roten Sandsteinquadern lugten Grasbüschel hervor, verdorrt und struppig, und sahen aus gleich ungekämmten Kinderköpfen. Sie verhielten sich aber nicht ruhig, wie es für gewöhnliche Grasbüschel schicklich gewesen wäre, sondern grinsten auf uns herab und nickten bübisch. So wurden wir gezwungen, Schutz zu suchen hinter den Büschen, die breit in der Burgmauer wurzeln. Auch ein blühender Strauch war da, der schimmerte hell von rosaroten Heckenrosen; der sollte uns verbergen. Aber es kam anders; es kommt immer anders. Hinter der Rosenhecke fand die junge Dame ihre Schwester und ich entdeckte dort einen meiner Freunde. Nun, das gegenseitige Geheimnis fiel in einen Brunnen von bodenloser Tiefe. Die Titularschwäger schüttelten einander stumm und verständnisvoll die Hände, turnten mit Geistesgegenwart über die Fallstricke und Wolfsgruben des Augenblicks; dann gingen die beiden Schwestern, unschuldig lächelnd wie kleine Mädchen, allein nach Hause."

Fräulein Marion hatte aufmerksam zugehört, nun holte sie aus ihrer Pompadour ein violettes Seidentüchlein und drückte es gegen die Augen. „Du weinst?" staunte der Herr aus Bubentsch.

„Ja, ich weine“, schluchzte sie, „und ich hab' allen Grund dazu. Ach Tomas, du bist mir untreu; bitter leiden muß ich unter deinen Vernachlässigungen! Wo warst du gestern, Schatz? Eine Stunde lang lief ich in der Brückengasse umher, bis die Leute aufmerksam wurden, aber du kamst nicht!“

Herr Tomas zuckte die Achseln; zögernd gestand er: „Man ist manchmal gern allein. Und ich bin auch ein bißchen weiberscheu geworden, durch ein Erlebnis.“

„So, du hast Erlebnisse — und ich weiß nichts davon! O, Tomas, wie unsagbar elend, wie grenzenlos unglücklich macht mich dein Übermut!“

Der Herr aus Bubentsch machte ein düsteres Gesicht. „Es betrifft nicht mich“, sagte er bedächtig, „das kann dir zum Troste gereichen; allein ich fühle, daß die Weiber für uns Männer nichts sind als Meilensteine zum Weg in die Hölle.“

„Wie galant!“ höhnte das Fräulein.

„Es klingt bitter, wer wollte es leugnen, aber Wahrheiten schmecken selten nach Kandiszucker oder Schokolade.“

„Deine Philosophie kannst du dir für meine Nachfolgerin aufsparen; die unterhält es vielleicht, mich, lieber Tomas, langweilst du damit.“

Da gähnte der Herr aus Bubentsch und wollte vom Wetter sprechen. Die blonde Marion aber befahl: „Ich will dein Erlebnis wissen."

„Es ist ja eigentlich gar kein Erlebnis, nur ein Blick in die tragische Landschaft eines Frauenschicksals. Du wirst das Mädel wohl kennen; sie ist eine stadtbekannte Figur."

„Die Schanzenliese vielleicht", sagte Fräulein Marion verächtlich.

„Die Schanzenliese? Woher denn; die ist baumlang und hat Knochen wie ein Grenadier. Aus meiner Soldatenzeit erinnere ich mich ihrer noch. Mit den Elfern zog sie ins Übungslager, half den Leuten die Zeltpflöcke in den Lehmboden rammen, spaltete Brennholz, flickte Waffenröcke und küßte jeden, der sie mochte. Man schlug sie, trieb rohe Scherze mit ihrer Liebessehnsucht und warf auf Befehl der Offiziere oft auch mit Steinen nach dem langen Frauenzimmer, um sie aus dem Feldlager zu verjagen. Aber sie blieb und ließ sich nicht abschütteln. — Nein, die Schanzenliese ist es nicht. Ich meine das zarte Blumenmädchen vom Graben, das schwarze Haare hat, die ihr wild in die Stirn fallen, und Augen, die alle Männer anglühen, junge und alte, ohne Wahl. Mit schneeweißen Zähnen blitzte sie den Leuten zu, aber nie sah ich sie Frauen ihre Blumen anbieten. Immer sind es die Män-

her, die von ihr umworben werden. Sie läuft ihnen nach, oder sie humpelt vielmehr, denn sie hat ein Stelzbein. Aufgeregt umkreist sie die alten und jungen Herren, hält ihnen den Korb mit Rosen unter die Nase und lacht verführerisch. Dabei schlägt der Holzfuß hart und häßlich gegen das Pflaster und das Mädel schwankt in den Hüften, daß man Angst bekommt, sie könnte das Gleichgewicht verlieren. Es ist ein peinlicher Anblick und er könnte unser Mitleid erzwingen, wenn nicht das krüppelhafte Ding so zudringlich wäre. Ich bin ihr immer ausgewichen, denn mich martert die Mühsal solcher Wesen, wiewohl es nicht zu leugnen ist, daß Krüppel eine viel tiefere und seltsamere Seele haben, wie gesunde Menschen. Gestern habe ich nun durch Zufall das Schicksal dieses einbeinigen Mädels kennen gelernt. In einen Abgrund sah ich, der kein Ende hat; Wolken böser Bangigkeit stiegen aus dem Schachte und sie hüllen mich jetzt noch ein und ich leide unter dem Drucke ihrer erbarmungslosen Last . . . .

Gestern kam ein Herr zu mir, just um die Zeit, da ich in die Brückengasse strebte. Er kam, wie Menschen kommen, die etwas auf dem Herzen haben. Ich kannte ihn nur flüchtig von früher her; er wußte von meinen Büchern und ich von seiner weitreichenden Tätigkeit als Baumeister. Ein

wenig verlegen stand er vor mir, suchte nach Worten, um seinen Besuch zu deuten und legte einen Brief auf meinen Schreibtisch. „In wenigen Tagen heirate ich“, sagte er und bewegte die Hand, als ob er einen Schwertstreich führen wollte. „In wenigen Tagen heirate ich und da pflegt man Ordnung zu machen. Ich habe also meine Schubladen durchgestöbert und was sich so im Laufe der Jahre bei einem Junggesellen ansammelt, in den Ofen gefeuert. Bänder waren da und Locken, vertrocknete Blumen und Bilder; lauter Erinnerungszeichen aus der wilden Leutnantszeit, wenn man so sagen darf — es war ein erstklassiges Begräbnis. Und da ist mir auch dieser Brief in die Hände geraten. Nun, ich hatte nicht das Gewissen, ihn auf den Scheiterhaufen zu werfen, aber zu Hause möchte ich dieses Blatt auch nicht dulden — meine Braut ist sehr eifersüchtig. Und so mache ich Ihnen damit ein Geschenk. Sie sind ein Dichter und werden daran vielleicht ihre Freude haben; machen Sie einen Roman daraus, geehrter Herr, oder ein dreiaktiges Drama.“ Ich dankte und er ging, aber der Brief brennt mich in der Tasche. Ich werde kein Trauerspiel daraus machen, auch kein Roman soll es werden. Ich werde dir diesen sonderbaren Brief vorlesen, liebe Marion und ihn dann dort unten in den Brunnen werfen, den sie den goldenen nennen.

Und ich werde dabei das Gefühl haben, als ob ein dunkles Schicksal in den Schacht der Ewigkeit fiele, wo das große Schweigen thront. So sprach der Herr aus Bubentsch und dann entfaltete er einen alten Brief; darin las er:

Teuerer!

Ich kann nicht schlafen, es wird mir leichter, wenn ich Dir alles sage.

Wie ich dreizehn Jahre alt war, muß ich schön gewesen sein. Wir hatten ein Gasthaus und Kalina, der größte Bauer aus . . . begann bei uns einzukehren. Früher pflegte er nie zu kommen; er besuchte das andere Wirtshaus. Mein älteres Schwesterchen starb an der Schwindsucht und ich war Nesthäkchen. Jeder lobte mich und die Eltern hatten Freude an mir, eine stolze Freude, die aber durch das Zutun Kalinas nicht von großer Dauer war. Er schien unzufrieden in seiner Häuslichkeit — denn er hatte aus Habsucht nur geheiratet — und so sah er sich nach einem Troste um, sah und suchte, bis er mich erspähte . . . Ich fluche dieser Stunde tausendmal! Ach, bald war's ihm gelungen, mich zu ködern. Ich bekam einen Ring, kurze Zeit darnach eine Uhr, wieder einen Fingerring — ich ward die Seine . . . Mit Gaben und Geschenken fesselte er mich; ich hatte alles, wonach mein Sinn

stand. Er hat einige hundert Gulden für mich geopfert.

Niemand hatte auch nur eine Ahnung von all dem. Aber die selige Mutter muß vieles von den Geschenken bemerkt haben und ich wundere mich jetzt, daß ihr nicht einfiel — wofür . . . Ich zählte ja erst fünfzehn Jahre und vielleicht dachte sie, ich sei noch ein Kind und es sei nichts arges dabei . . . Oh, ich könnte sie auch anklagen . . .

Aber es kam bald heraus und — es gab Hindernisse. Der Vater verbot dem Kalina das Haus und wir sahen uns sehr wenig. Ich war so gewöhnt an ihn, daß ich glaubte, ich könnte ohne seine Küsse nicht leben. Die Mutter war sehr heftig und beschimpfte mich fortwährend mit den gemeinsten Ausdrücken. Ich wurde geschlagen, mehr als genug. Warum hat sie dies früher nicht zu hindern gewußt; — nun ergrimmten sie alle und jagten mich vom Hause fort.

Ich nahm meine Goldsachen und ging. Freilich, Kalina ließ nicht von mir. Er gab mich nach Prag, wo ich fünf Wochen blieb, und er kam viermal nachgefahren. Ich wagte mich nicht recht auf die fremden Gassen, blieb lieber in der Wohnung und überlegte. Tag und Nacht dachte ich nach und es wurde mir gewiß, daß es besser sei, nicht zu leben. Ich weinte viel und heimlich. Plötzlich kam Kalina und sagte,

die Mutter sei gestorben und der Vater wolle mich von den Landjägern suchen lassen. Ich dachte, ich müßte wahnsinnig werden — und mein Plan war fertig. Einige Tage später legte ich mich im Walde zwischen der Station Jirna und Ouval auf das Geleise unter den Lastzug. Es geschah am 28. Juli des Jahres 1898. Ich starb nicht, wie es damals mein einziger Wunsch war. — Nur der linke Fuß ward mir vom Leibe gerissen und der Kopf zerschmettert.

Der Vater raufte sich das Haar, als er mich so erbarmungswürdig leiden sah — doch es war zu spät. Er nahm mir alles, was ich noch von Kalina erhalten hatte und gab es dessen Frau. O, der Elende, er war ebenfalls fast von Sinnen. Nicht leben wollte er, als er die Folgen seines unüberlegten Beginnens sah. Aber was half mir all dies?

Verzeih' mir, Du gute Seele — wenn Du verzeihen kannst, daß ich Dich angelogen habe. Ich sehe vor Tränen nicht auf das Papier. Ach, ich habe die herbe Schule des Lebens. Es gibt Leute, die die ganze Schuld auf mich wälzen, weil sie keine Ahnung haben, wie sich alles zugetragen. Es gibt Leute, die mich verachten — vielleicht wärest Du dessen nicht fähig.

Ich weiß, daß ich elend bin, doch bin ich grausam für meine Schuld bestraft; bestraft durch die

Qual eines unerwünschten Lebens. Du begreifst nun, Geliebter, warum mir diese Welt eine Last ist. Bin ich von daheim fort, so kann ich nicht arbeiten, wie ich möchte. Doch — ich vergesse eher. Bin ich hier im Dorfe, so höre ich jede Weile: „Es ist schade um Sie, Emilie — Ich möchte weinen über Dich!" Und dann, die Leute hier wissen genau, wie ich zu allem gekommen bin, und bedauern mich wirklich. Aber mir tut es so weh, die Wunde in meiner Seele öffnet sich von neuem. Ein jedes Plätzchen erinnert mich an die verlorene Jugend hier — an mein zerbrochenes Leben.

O Marter, daß mein Inneres nicht von Stein ist! Diese Flucht von Erinnerungen zerreißt mir das Herz. Wenn ich den elenden Hund sehe, kommt es mir vor, als könnte ich nur dann ruhiger werden, wenn er zu meinen Füßen verrecken müßte. Vielleicht geschieht einmal etwas — er fürchtet sich, er flieht vor mir. Vielleicht geschieht etwas, ich weiß es nicht. Er hat auch keine Rücksicht genommen und genoß gewissenlos meinen Leib. Ausgebeutet hat er meine Kinderjahre und den Rest meines Lebens zu einem unendlich qualvollen gestaltet. — In der Familie sind sie sehr zurückhaltend; nie berührt jemand auch nur mit einem Worte diese Angelegenheit. Vielleicht wissen sie, daß damit die heikelste und empfindlichste Stelle in meinem sonst

verdorrten Herzen berührt wird. Das soll ihnen allen Gott lohnen.

Aber — doch gibt es manchmal Augenblicke, wo ich gern lebe — Du weißt wann, Geliebter. Wenn ich an Dich denke, ist es so, und dann bin ich Dein .. nur Dein. Urteile über mich, sitze zu Gericht, teuerer Friedrich — Du darfst — Du kannst — denn ich bin Dir ja im ganzen nichts; irgend so eine Maitresse vielleicht — aber eine ergebene, das glaube mir. Meiner Niedrigkeit bin ich bewußt und ich fühle die Gemeinheit, die in mir ist.

Aber ich bereue auch und leide herb und bitter. In Deiner Gesellschaft war ich immer unsicher. Dies hier hat mich bedrückt. Ich habe Dich doch so lieb — Du weißt, wie lieb ich Dich habe — kannst Du, so erbarm Dich meiner und hebe mich auf zu Dir. Ich will nichts vom Leben — nur dieser eine Wunsch soll sich erfüllen. Dies herbe Gebrochensein verberge ich hinter mein Bekenntnis. Es ist fast ein Uhr; vielleicht werde ich nun schlafen können. Gute Nacht, Liebling!"

— — — — — — — — — —

Der Herr aus Bubentsch schwieg und faltete langsam und nachdenklich den Brief. Auch das blonde Fräulein blickte ernst in den Abend. Dann sagte sie: „Es ist nicht sehr klug von Ihnen, einem Mädchen, daß Sie verführt haben, solch ein Doku-

ment zu unterbreiten. Wie ein Warnungsruf ist es, wie das Posaunengedröhne des jüngsten Gerichts."

„Ich kann es nicht leugnen", gestand Herr Tomas, „es war ein Fehler; meine Geschwätzigkeit hat mir einen Streich gespielt."

Das Fräulein aber beruhigte ihn: „Du brauchst keine Angst haben — ich gehe nicht ins Wasser und laß mich auch von keinem Eisenbahnzug hinrichten. Dazu liebe ich mein bißchen Leben zu sehr!" Und dann sprach sie von einem hellgrünen Sonnenschirm aus starrer Seide, der entzückend mit Brüsseler Spitzen geschmückt ist und einen zierlichen Elfenbeingriff besitzt. In einer Auslage am Graben ist er zu sehen und sie könnte stundenlang vor dem Schaufenster träumen und immer nur nach dem grünen Wunder schauen — dem Schirm aller Schirme, der unerfüllten Sehnsucht ihrer Begehrlichkeiten. So phantasierte Fräulein Marion, und der Herr aus Bubentsch zählte seine Barschaft und hatte das Lächeln eines Gönners.

---

10. Kapitel.

Die schwarze Sitzung.

Das kleine arabische Zimmer war angefüllt mit Menschen. Drei blauverglaste Ampeln streuten mattes Licht, sodaß nur eine zage Dämmerung im Raume herrschte. Die Leute hockten auf bunten Gebetteppichen, hielten sich an den Händen, blickten starr nach einer grauen glanzlosen Kugel, die sich wie ein lebendiges Wesen benahm. Mitten im Kreis der aufgeregten Zuschauer tanzte sie, glitt über den weinroten Perserteppich, hüpfte, drehte sich, beschrieb ebenmäßige Figuren.

Vor der Kugel stand nackt die Negerin Dunga; ihr hagerer Leib zitterte, weiß blitzten die Zähne aus dem dunklen Gesicht. Reglos stand die Dienerin der Tökery, steil aufgerichtet, mit ausgebreiteten Armen und die Augen der Afrikanerin hingen an der Kugel, waren wie verwachsen mit ihr. Die graue Kugel wurde immer schneller, immer lebendiger wurde sie; man merkte ihr an, daß sie von dem Trieb beseelt war, zu fliegen. Ein Anlauf

mißlang, kraftlos sank sie auf den Teppich zurück. Aber sie gab den Versuch nicht auf, eigensinnig strebte sie empor, sprang gleich einem Gummiball und plötzlich schwebte sie frei im Raume. Jetzt schrie Dunga auf, es war ein gedämpfter Schrei, und im nämlichen Augenblick platzte die Kugel wie eine Seifenblase und verschwand.

Die Negerin kreischte, gepeinigt von histerischen Qualen; die Hände fingerten nach einem Halt. Dann stürzte sie aufstöhnend zu Boden; schwer schlug ihr Haupt gegen den Teppich. Die Anderen sahen sie fallen, keiner regte sich. Alle fühlten den Druck einer Riesenhand, selbst der Herr aus Bubentsch hatte Mühe, das Unheimliche dieses Augenblickes zu überwinden. Lux Mausig verhüllte sein Antlitz; aus der würgenden Kehle rang sich ihm ein Taumelschrei: „Was war das, — was war das nur?“

Ruhig erklärte der Baron: „Die Materialisierung einer großen Seele war es, eines jener Meister der Weisheit, die man Mahatmas nennt und von denen wir wissen, daß sie in Tibet leben. Die Blavatsky hat als erste von ihnen Kundschaft gebracht und in allen esoterischen Kreisen und überall, wo occulte Wissenschaften gepflegt werden, liebt man und vergöttert man diese Magier des Ostens. So sprach Herr von Eichen und dann wandte er sich

Frau Tökery zu: „Wissen Sie schon lange von der Begabung Dungas, eine Brücke zu bauen zwischen unserem Alltag und der übersinnlichen Welt?“

„Keine Ahnung hatte ich davon, daß die Schwarze hexen kann“, gestand die Tökery und Furcht sprach aus ihren Augen. „Ins Haus darf sie mir nicht mehr zurück, seitdem ich weiß, daß sie der Teufel reitet.“ Und die würdige Dame schlug drei Kreuze.

Der Baron suchte sie zu beruhigen: „Die Dunga kann nicht hexen; ein vortreffliches Medium ist sie und ich besitze für derlei Tugenden einen sicheren Blick. Es freut mich, liebe Kamilla, daß mir der Einfall kam, mich der Schwarzen zu bemächtigen. Vielleicht borgen Sie mir sie bald wieder zu einer neuen Séance. Seit wann kennen Sie das Frauenzimmer?“

„In einem Tingeltangel hab' ich die Dunga aufgestöbert; sie stand dort in bunten Lappen auf dem Podium und plärrte Negerlieder. Die Leute lachten und trieben Possen mit ihr, da dacht' ich bei mir, zu Haus wird sie eine bessere Figur machen. Eine Mohrin zur Zofe zu haben, ist doch etwas nobles, nicht? Aber nun hat sie einen richtigen Bräutigam und wird bald heiraten.“

Lux Mausig unterbrach das Geschwätz der Tökery. „Du große Entdeckerin!“ trompetete er,

„Aurora, meine Sonne! Opferkerzen will ich zu deinen Füßen anzünden . . .“

Die Frau wurde zornrot. „Halten Sie den Mund, Narr — kein Wort weiter! Überall muß ich ihn treffen; auch hier ist man vor ihm nicht sicher —.“

„Sinnbild aller Lust, Schauer durchfiebern mich, wenn ich dir begegne. Ich bin inspiriert, hingerissen, emporgerüttelt aus dumpfer Lethargie“, deklamierte Lux Mausig.

„Herr, lassen Sie mich in Frieden“, kreischte das Weib, „ein Narr, ein grotesker Narr sind Sie, ich habe Ihre Belästigungen satt. Einmal schon mußte ich ihn die Stiegen herunterschmeißen, aber er ist nicht los zu werden.“

Lux Mausig flehte: „Aurora, sei gnädig, ich möchte deine Farben tragen am Helm und meine Standarte flechten aus deinem nachtschwarzen Haar.“

Heiser vor Wut gab sie zurück: „Genug, mit Ihnen will ich nichts zu schaffen haben. Mitten in der Nacht schickt er mir einen wildfremden Menschen ins Haus, einen ebenso verrückten, wie er ist. Dieser Herr dort drüben, der neben meiner Tochter sitzt, war's, und er schrie, daß die Fenster zitterten: Die Würfel sind gefallen. Heut möcht er's noch schreien, wenn ich ihn nicht vor die Türe ge-

setzt hätte. Welch ein Blödsinn: Die Würfel sind gefallen.“ Ihre Stimme überschlug sich. „Ja, der dort drüben war's, ganz gewiß, der war es, und er scheint mir auch so einer von der närrischen Bettelgilde zu sein, so ein Verstiegener, der keinen Heller im Sack hat und es den Kavalieren gleich tun will. Für schöne Worte kauf' ich mir nichts, hab' ich Recht, Herr Baron?“

Tomas überhörte das Gekeife der Tökery. Er hielt die kleine Marion an der Hand und sah ihr in die Augen und dachte: die Arme, sie muß geweint haben.

Wie ein geprügeltes Kind wimmerte Lux Mausig: „Bei dieser Leiche hier, schwör' ich; mit sieben heiligen Eiden schwör' ich, bei dieser Leiche hier . . .

„Es ist keine Leiche, die Negerin lebt — nur erschöpft ist sie“, beruhigte ihn der Hausherr. „Man muß sie ankleiden und auf ein Bett legen.“

Darauf Lux Mausig mit der Stimme eines Löwen: „Ich will sie in purpurne Gewänder hüllen — Brokat, steiffaltiger Brokat, wie ihn die Kaiserinnen zu Bizanz trugen, soll die ebenholzfarbenen Glieder Dungas umschmeicheln.“

„Überlassen Sie das gefälligst Anderen. Herr Tomas wird die Güte haben, die Negerin ins Nebenzimmer zu schaffen und Fräulein Marion hilft ihm dabei.“

„Ich, ich will helfen“, gellte Lux Mausig.

„Sie?“ streng sagte es der Baron. „Sie haben keine Zeit dazu. Haben Sie mir nicht versprochen, Haschisch zu essen? Nun also — strecken Sie sich hier aufs Sofa und bewahren Sie Ruhe, junger Mann.“

Es geschah. Lux Mausig nahm das Gesicht eines hingebenden Schlachtopfers an und legte sich still auf den Diwan. Unterdessen trug der Herr aus Bubentsch die Negerin in ein benachbartes Zimmer. Marion half ihm, die Schwarze ankleiden. „Du hast geweint“, sagte er mit leiser Stimme. „Was fehlt dir, Marion?“

Das Mädchen umklammerte ihm die Hände: „Verlaß' mich nicht“, bettelte sie. „Ich habe eine so entsetzliche Angst vor diesem Baron.“

Tomas lachte: „Er wird dich nicht beißen, eher küssen, kleine Marion.“

„Das ist es eben, was ich fürchte“, flüsterte sie. „Nie wär' ich heraufgekommen, hätt' mich nicht meine Mutter dazu gezwungen.“

„Er ist reich“, gab Tomas zu bedenken.

Sie fiel ihm ins Wort: „Und häßlich, häßlich wie ein Hunne.“

„Du bist sonst nicht so wählerisch“, höhnte der Herr aus Bubentsch. „Denk' an den Mehlhändler, der war nicht schöner.“

„Aber gutmütiger war er. Der hätte meine Not nicht so ausgenützt, wie jener Schurke daneben." Atemlos sprach sie weiter und kämpfte gegen die aufsteigenden Tränen: „Bin ich denn so tief gesunken, daß ich mich einem jeden hingeben muß, der nach mir begehrt? Selbst die Mädchen in den verrufenen Häusern sollen darin ihren eigenen Willen haben, und ich, die Marion Tökery, dürfte mich nicht wehren können?"

„Es ist dein Schicksal, kleines Mädchen", tröstete Tomas.

„Und wenn es mein Schicksal wäre, ich will es zwingen", sagte sie trotzig. „Weißt du, gar zu wählerisch darf unsereins nicht sein, und er ist reich, ich weiß es. Und die Mutter liegt mir in den Ohren, von früh bis spät predigt sie mir, aber in diesem Falle lasse ich mich nicht zwingen. Mag ein anderer kommen, ich werde mich nicht sträuben, doch der Baron soll mich nicht bekommen — niemals!"

„Du wirst es seltsam finden, Marion, und vielleicht gemein, daß ich dir zurede. Ich mache es auch nur aus Freude an der Selbstqual; es ist eine Art Flagelantismus von mir. Warum du dich aber just diesem Eichen gegenüber so ablehnend verhältst . . ."

„Weil ich ihn hasse", brauste Marion auf. „Weil er mich gleich, als ich ihm zum erstenmal begegnet bin, angewidert hat. Und ich hätte ihn lieben

können, bewundern wie einen Helden. Weißt du, der Mensch hat mich aus einer Gefahr gerettet, aus den Händen von Zigeunern befreite er mich und mein Herz pochte ihm entgegen in dankbarer Ergriffenheit. Nie wäre es mir eingefallen, ihn zurückzustoßen, wenn er nicht gleich den Lohn für seine Hilfe begehrt hätte. Ein Kavalier, der sich bezahlt macht für Ritterdienste — wie abscheulich! Man zählt mich zu den galanten Damen und die Mädchen aus guter Familie schauen mir mit geringschätziger Neugierde nach, allein soviel Selbstachtung besitze ich noch und soviel Stolz, um diesen Baron von mir zu stoßen. Und es soll so bleiben, trotz der Auftritte daheim und allen Versuchen des lästigen Gesellen zum Spott. — Das schwör' ich dir, Tomas!"

„Sei vorsichtig, es könnte ein Meineid werden."

„Bei allen Heiligen, niemals. Aber du mußt mir helfen, Tomas; beschützen mußt du mich", flehte sie. „Bist du denn gar nicht eifersüchtig? Neidest du ihm nicht seine Macht? Er ist ein Zauberer, Unheimliches vermag er."

„Seine Taschenspielereien lassen mich kalt; derlei sieht man auf Jahrmärkten. Und meine Eifersucht will ich besiegen—ich halte dir ja auch keine Treue."

„Tomas, verlasse mich nicht! Sie haben mich hierhergelockt; verkauft bin ich an ihn." Verzweiflung stand auf ihrer Stirn.

„Ich glaube keine Silbe davon“, sagte der Her
aus Bubentsch. „Alles ist Lüge an dir.“ Er sucht
nach Worten, um Marion zu verwunden; unge
zügelt war sein Trieb, dem blonden Fräulein weh
zutun. Eine nagende Eifersucht drängte ihn dazu
aber im Stillen beschloß er, wachsame Augen zu
haben und das kleine Mädchen zu stützen, falls e
straucheln sollte.

Marion begann aufs Neue zu betteln: „Trau
mir Tomas, trau mir doch; nur diesmal mußt du
mir glauben. Es ist wahr, ich lüge sonst; mein Her
ist ganz verdunkelt davon —.“ Sie konnte nicht zu
Ende reden, laut rief man nach den beiden.

Im arabischen Zimmer lag Lux Mausig auf dem
Sofa, alle machten feierliche Gesichter, und mit Ge-
bärden eines Mannes, der Unerhörtes plant, öffnete
Baron Eichen ein schwarzes Kästchen. Darin ruh-
ten, auf Samt gebettet, rosenfarbene Kugeln, nicht
größer als Taubeneier. Der Freiherr zerschnitt solch
ein Ei und gab es Lux Mausig zu essen. Mausig be-
nahm sich wie bei einer Henkersmahlzeit, leichen-
blaß war er, Angstschweiß netzte ihm die Schläfen,
doch seine Augen rollten begeistert. Man merkte,
daß er sich mühte, majestätische Würde zu mar-
kieren.

„Schmeckt es?“ fragte der Herr aus Bubentsch.

„Haschisch, ich esse Haschisch“, wollte Lux Mausig

uchzen, allein es wurde nur ein Murmeln und das erz pochte ihm bis in den Hals hinauf.

Von Eichen befahl: „Verhalten Sie sich ruhig, hließen Sie die Augen." Und das Opferlamm verummte.

Ein Viertelstündchen ließ man Mausig die Mahlit verdauen. Alle warteten voll Ungeduld, endlich rriß der Hausherr die lästige Stille. Über Lux lausig gebeugt, begann er zu sprechen: „Sie hlafen jetzt, ihr Schlummer ist behütet von den eistern der Unendlichkeit. Ein tiefer Frieden mfängt Sie, ein Frieden, der heilig ist und kein nde hat.

Ohalâ ghâlilea ill'Allâhta' alâ. — Schlafen Sie?"

„Ich schlafe", sagte Mausig mit eintöniger langloser Stimme.

„Und nun geschieht etwas, das Sie nicht zu erhrecken braucht; es schmerzt nicht, ist sogar angeehm. Langsam, ganz langsam rutschen Ihnen die üße in das Schienbein. — Spüren Sie es?"

„Ich spüre es", bestätigte maschinenmäßig Lux lausig.

„Jetzt schieben sich die Schienbeine in Ihre Oberhenkel — stimmt das?"

„Es stimmt", wiederholte Mausig gedankenlos.

„Und jetzt sind Ihre Beine im Rumpf verhwunden; der Rumpf wird schmäler, immer

schmäler wird er und auf einmal — eben geschi
es — schnellt er Ihnen in den Kopf. Nur noch d
Haupt ist übrig geblieben, doch auch dieses verbl
— wird körperlos — ist nicht mehr. Herr Dokto
der Baron rief es Tomas zu, „bitte, öffnen Sie d
Fenster", und zu Mausig gewendet: „Sie flieg
als ob Ihre Seele Schwingen hätte. Aus d
Fenster fliegen Sie, das offen steht, und n
schweben Sie durch die Nacht, durchdringen die Fi
sternis, keine Widerstände gibt es."

„Ich fliege", sagte Lux Mausig schläfrig und e
erstaunliches Lächeln spielte ihm um die Lippe
„Es ist wunderbar."

„Wohin geht die Fahrt?", erkundigte sich d
Baron. „Sie müssen alles berichten, alles schilder
was sie gewahren."

„Ich werde alles berichten." Und zögernd, w
ein eingerostetes Uhrwerk, nicht ohne Mühe, spra
er weiter.

„Auf dem Altstädter Ring, über dem ich schweb
sieht man keinen Menschen. Nicht einmal der al
Mann ist dort, der sonst bis ins Morgengrauen v
dem Rathause sitzt und den Nachtschwärmern T
mit Rum verkauft. Seltsam, wie sich der Platz ve
ändert hat. Zwar, die altertümlichen Häuser si
die gleichen noch und die Teinkirche steht wie e
dunkler Berg im Hintergrunde, aber die Marie

e ist verschwunden. Merkwürdig hat sich diese
nke Säule gewandelt; der mächtige Sockel ist
inem breiten Thron geworden, darin lagert ein
enweib aus Bronze. Ihre nackten Glieder
ßen im Glanz der elektrischen Bogenlampen.
: erkenne ich das Standbild, die Göttin Sechet
t es dar, ihr Katzenkopf verrät sie. Im blanken
ß der Ägypterin, auf ihren Knien, auf ihren
len Erzhänden drängen sich Katzen. Von allen
en kommen sie lautlos herangeschlichen, schnur-
und schmeicheln und huldigen ihrer Gottheit.
Auf einmal wird es laut irgendwo in der Ferne,
e hämmern gegen das Pflaster, wie eine Kaval-
e, die heranbraust, klingt es und die Katzen ver-
n in toller Flucht das Heiligtum. Aus der
nergasse stürmt ein Trupp scheugewordener
tauren. Ihre Roßschweife peitschen die Luft,
wüstes Gelächter begleitet sie. Einmal, zwei-
galoppiert die Horde über den Ringplatz, dann
t sie wiehernd in die Niklasstraße. Nun wird
till, totenstill, aber die verjagten Katzen kehren
t mehr zurück.
Ein Mann, gekleidet in einen grünen Kaftan,
ein grasgrüner Turban schief auf dem Kopfe
wächst aus dem Erdboden empor. Vor dem
ndbild der Göttin verneigt er sich mit morgen-
discher Würde, setzt eine grüne Holzflöte an die

Lippen und alsogleich beginnt eine dicke giftgrün
Schlange, die wie entseelt zu seinen Füßen lag
ihren sonderbar züngelnden Tanz. Das breit
Haupt wiegt sie, bäumt sich auf, umstreift den
Flötenspieler und findet nicht eher Ruhe, bis di
Musik verhallt.

Vom Rathaus her kommt in zärtlichem Ge-
flüster ein Liebespaar. Das Mädchen ist modisch
gekleidet, von ihrem mächtigen Hute wippt eine
Feder. Der Herr wirbelt ein dünnes Spazier-
stöckchen zwischen den Fingern. Die Liebesleute
schreiten an der katzenköpfigen Göttin vorbei, an-
einander geschmiegt, in sich versenkt, blind für die
Merkwürdigkeiten dieser Stunde. Der Flötenspieler
aber hat das Paar bemerkt, das Lied erfriert auf
seinen Lippen und die dicke grüne Schlange ver-
läßt ihn und kriecht den Verliebten nach. Gehässig
funkeln ihr die Augen und sie schleicht wie ein
böser Dämon hinter dem Paare her. —

Lux Mausig schwieg. Er versuchte noch einige-
mal etwas zu sagen, man merkte ihm an, wie er
sich abquälte, aber nur ein sinnloses Gestotter drang
zu den Hörern. Endlich verstummte er ganz, lag
still auf dem Sofa und bekam das Gesicht eines zu-
friedenen Kindes. Seine Atemzüge, die bis dahin
stockend und unregelmäßig waren, wurden sanft,
und jetzt begann er zu schnarchen. „Er schläft seinen

Rausch aus", stellte Baron Eichen fest. „Das Schauspiel ist zu Ende."

Während alle noch mit Lux Mausig beschäftigt waren, trat die Negerin Dunga wieder ins Zimmer. Keiner hatte sich um sie gekümmert, als sie schwankend hereingekommen war. Sie lehnte an der Türe, hatte die Augen einer Somnambule und kümmerte sich nicht darum, was um sie vorging.

Frau Tökery war die erste, die sich der Negerin erinnerte: „Ist mein schwarzes Täubchen wieder munter?" spottete sie. „Du hast sicher vom Tischlergesellen Kulhanek geträumt."

Die Negerin gab keine Antwort und schwieg auch, als Marion ihr zurief: „Dunga, du mußt uns noch ein Kunststück zeigen."

„Ja, das soll sie", beschloß der Baron und drückte der Negerin einen Metallspiegel in die Hand. „Du mußt da hereinschauen", redete er ihr zu, „damit wir erfahren, ob du hellsehen kannst".

Mechanisch nahm Dunga den Spiegel und starrte gehorsam hinein.

„Siehst du etwas", drängte der Freiherr, „sage es, wenn du irgend etwas im Spiegel siehst". Und als die Afrikanerin stumm verneinte, wurde Baron Eichen ungeduldig und zankte: „Du mußt nur wollen, Dunga, dann wird es schon gehen." Und er drohte ihr mit der Faust.

Die Negerin strengte sich an, in der matten Metallplatte irgend etwas zu erkennen. Deutlich sprach aus ihrem Gesicht das Verlangen, dem Befehle zu folgen. Die Mühe schien ihr Schmerzen zu bereiten und plötzlich entglitt ihr der Spiegel und polterte zu Boden. Dunga machte eine Bewegung, als ob sie den Spiegel erhaschen wollte, doch sie griff ins Leere, fiel unter einem leisen Klagelaut und wälzte sich in Krämpfen. Schaum stand ihr vor dem Munde, die Hände preßte sie gegen die Brust.

„Es hat nichts zu bedeuten", sagte der Baron, „das Beste wird sein, wenn Sie die Schwarze nach Hause bringen, Frau Tökery."

„Ich?" widersprach diese. Meine Wohnung ist kein Spital; soll ich eine Krankenpflegerin abgeben? Dazu fehlt mir die Begabung."

„Das ist auch nicht nötig, seh'n Sie, die Dunga hat sich schon beruhigt und morgen ist das Frauenzimmer wieder das Muster einer brauchbaren Zofe." Er beugte sich über die Negerin. „Steh auf", schrie er sie an.

Mühselig richtete sich Dunga empor. Der Herr aus Bubentsch half ihr dabei. „Man muß einen Wagen holen", riet er.

Die Tökery nickte: „Das wird das Klügste sein und Sie, lieber Herr Tomas, begleiten uns. Ich will ihren nächtlichen Einbruch vergessen, gute

Freunde sollen wir werden. Aber helfen müssen Sie mir, die Dunga nach Hause schaffen."

„Ich bin bereit", sagte Tomas. Kommen Sie, Fräulein Marion."

„Marion bleibt hier", fiel ihm die Tökery ins Wort. „Vier Leute haben in einer Droschke keinen Platz und meine Tochter kann zu Fuß nachkommen, Herr Lux Mausig wird sie schon begleiten."

Ruhig entgegnete Tomas: „Mausig schnarcht, er kann bis in den Morgen schnarchen."

„Und wenn auch", trotzte Kamilla Tökery. „Ich lasse mein Kind in den Händen eines Kavaliers zurück. Das Herz einer Mutter täuscht sich nie. Marion ist gut aufgehoben in diesem Zimmer."

„Frau Tökery", entgegnete der Herr aus Bubentsch, „ich habe ihrem Fräulein Tochter das Wort gegeben, das Versprechen, sie nicht zu verlassen und ich rühre mich nicht eher von hier, als bis Marion mitkommt."

Die Frau war sprachlos vor Wut, endlich keuchte sie: „Herr, was mischen Sie sich in fremde Angelegenheiten! Marion bleibt; ich, ihre Mutter, befehle es. Übrigens, fragen Sie das Mädchen selbst. Da steht sie, lassen Sie sich belehren."

„Das Fräulein hat sich meinem Schutze anvertraut", beharrte Tomas. „Ist es nicht so, Marion?"

Die blonde Marion zögerte mit der Antwort.

Sie sah zu dem Freiherrn hinüber, der voll Hohn, aber stumm dem Streite gefolgt war. Langsam und lauernd glitt dann ihr Blick über Tomas. Sie hatte das Antlitz einer ländlichen Unschuld, als sie erstaunt zu reden begann: „Ich weiß von nichts; wann hätte ich Sie um Schutz gebeten?“

„Dort in dem Zimmer daneben war's, erinnern Sie sich nur.“

„Es ist mir nicht eingefallen, — Sie träumen Herr Doktor“, lachte sie frech.

Da faßte Tomas die Negerin unter dem Arm und ohne Marion auch nur eines Blickes noch zu würdigen und ohne Gruß zog er Dunga über die Schwelle. Frau Tökery folgte ihnen mit der Gebärde eines Siegers. Sie paffte Würde von sich wie eine Kraftmaschine Dampf, als sie theatralisch die Tür schloß.

Laut schnarchte Lux Mausig; ein Bild des Friedens bot er, lag auf dem Sofa und schnarchte laut. Mitten im Zimmer aber stand hochaufgerichtet Baron Eichen. Das blaue Ampellicht flutete ihm über das Gesicht; verwegene Häßlichkeit sprach daraus und hunnenhafte Härte. Er hatte die Arme weit ausgebreitet und wartete. Doch er brauchte nicht lange zu warten; Marion flog ihm mit dem girrenden Gekicher einer Turteltaube an die Brust.

---

11. Kapitel.

Der Herr aus Bubentsch dichtet den Roman zu Ende.

Es war nicht leicht, zu so später Stunde einen Wagen zu finden; endlich dröhnte ihnen eine Droschke entgegen. Der Herr aus Bubentsch rief den alten Mann, der verschlafen auf dem Bocke saß, herbei, nötigte Frau Tökery, zuerst in den Kasten zu klettern und half dann der Negerin beim Einsteigen. Als ihm dies mühselig gelungen war, lief Tomas davon. Durch die dunkeln Gassen rannte er, getrieben von der Unrast seiner Seele; verwundeter Stolz war es, und die Erkenntnis schmerzte wie ein Stachel, daß er diesen Feldzug verloren, daß ihm ein anderer, der stärker war, die blonde Beute abgejagt hatte.

Tomas nahm den Hut ab, ließ sich die Stirn vom Nachtwind kühlen und redete laut mit sich selbst. Die rote Laterne einer Schenke warf purpurne Schlingen nach ihm. Eine Geige klagte aus der offenen Tür und hemmte seine ziellose Flucht. Die Geige bat und lockte; aber Tomas riß sich los und lief weiter. So irrte er in der Altstadt umher, kam

auf den Ringplatz und stand plötzlich wieder vor dem Hause des Barons. Lange starrte er zu den Fenstern hinauf, stand und suchte die Schatten zu enträtseln, die hinter den Gardinen zuckten, wie dunkle Flammen. Auf einmal erlosch oben das Licht.

Tomas stand und dachte. Das ist nicht das Ende eines Romans, es muß anders kommen. So kann nur ein Kapitel schließen, ein untergeordnetes Kapitel, das bloß eine Arabeske ist im Rankenwerk des Lebens. Ich habe zwar meine Rolle ausgespielt in diesem Buche der kleinen Marion, der Heldin aber bleiben tausend Möglichkeiten, ihr Schicksal zu gestalten. Kann man seiner Bestimmung entrinnen? Versuchen kann man es und ich will, daß es Marion versucht, und der Herr aus Bubentsch beschloß, den Roman der kleinen Marion zu Ende zu dichten.

* * *

„Wer ist diese Marion?" fragte eine hochmütige Dame der Gesellschaft. „Man hört so vieles von ihr. Die Herren bekommen eine sanfte Stimme, wenn sie den Namen jener Person nennen und benehmen sich, als ob sie in einem Kunstsalon wären, wo tausend zarte und überaus kostbare Dinge zur Schau gestellt sind. Wer ist diese Marion eigentlich, ich möchte es wissen."

„Sie ist unser Frühling", entgegnete der Herr und sah zärtlich auf die Spitzen seiner Lackschuhe. Und er log nicht; Marion war der Frühling der jungen Leute. Sie schwärmten von ihr, waren entzückt, wenn sie sich zu Grunde richten durften Marion zuliebe.

Wenn die kleine Blondine in ihrem berühmten Gig durch die Nobelallee kutschierte, reckte alles den Hals und lief dem Wägelchen nach. Und in der Oper sah man mehr nach ihrer Loge, als auf die Bühne. Die zarten Prinzessinnen der Kleinseite und die pompösen Prinzessinnen des Theaters verloren allen Reiz und verblaßten vor dem Bilde Marions. Dieses Mädchen trug mit natürlicher Anmut das Diadem der Abenteuerin, und hundert Hände erschlossen ihr die Türen, die in das Reich des Genusses führen. Aber eines Tages war sie aus Prag verschwunden und niemand wußte, was aus ihr geworden.

Es war das Lachen, das silberne Lachen Marions, das die Herren bezaubert hatte. „Du mußt immer nur lachen, kleine Marion", baten sie, und Marion lachte. Ihr Gelächter klang wie eine sacht abgestimmte Musik, ein vollendetes Kunstwerk war es. „Es sind mühsam verhaltene Tränen, die ich lache", pflegte das blonde Fräulein zu sagen und war es dann allein, dann traten ihm diese unter-

drückten Tränen in die Augen. Denn Marion war ihres Dirnendaseins müde und sehnte sich schier wund nach den Bezirken des Wohlstandes.

Oft schon hatte Marion versucht, sich heimlich aus den Reihen der Trunkenen zu schleichen, die ohne Reue das Leben durchtanzen. Allein die Lüge war stärker in ihr, als der Trieb zur Befreiung; nur aus unerreichbarer Ferne grüßte die reinere Welt. Eine rote Wolke umwallte Marion, es schneite Purpurrosen und ein Walzer, der nie verstummen wollte und reich war an verlockenden Melodien, zwang sie zu bleiben. Doch plötzlich zerriß die rote Wolke, es schneite keine Rosen mehr und der Walzer zerbrach wie Glas: Marion stand am Totenbett ihrer Mutter.

Frau Tökery war ohne förmlichen Abschied aus dieser Welt gegangen. Sie hatte das Leben sehr geliebt und auf dem gedunsenen Antlitz der Verschiedenen stand noch sprachlos und drohend der Zorn, daß sie so früh und jählings fort mußte. Hans Klapperbein hatte der verabschiedeten Schauspielerin tückisch, wie es seine Art ist, ein Bein gestellt, als sie weinselig und ein Lied auf den Lippen heimgekehrt war aus einer überaus lustigen Gesellschaft. Der Sensenmann liebte manchmal solche Scherze und er grinste entzückt, da die Tökery die Stiegen herabfiel und den fetten Hals brach.

Marion sah das Entsetzliche mit an und war seit dieser Stunde verwandelt. Ein feierlicher Ernst war über sie gekommen, sie sprach wenig und weinte auch kaum. Aber ruhig duldete sie es, daß die Negerin Dunga alle Kästen aufschloß, die Schubfächer durchwühlte und forttrug, was wertvoll war. Der glattrasierte Mensch, den die Mutter Josef genannt hatte, half dabei, doch Marion blieb unbewegt und hörte dem Zank der beiden zu, sah verwundert, wie sie sich die Kleider und Schmuckstücke aus den Händen rissen, gleich fauchenden Bestien.

Und sie ließ es auch widerspruchslos geschehen, daß ihre eigenen Sachen dem Gesindel zum Raube fielen. Eine seltsame Erleichterung empfand Marion und wie ein Sühnopfer erschien es ihr, als die buntseidenen Gewänder, die Halsketten und Armbänder aus dem Hause getragen wurden. Nichts blieb übrig, als nur ein altes Fähnchen, das die Negerin Dunga verächtlich im Kasten hängen ließ, weil es ihr zu gering schien. Und da die Mutter begraben war, zog Marion dieses schlichte Kleid an — und begann ein neues Leben.

Mutter und Tochter hatten einander nie verstanden. Wenn Marion von ihrer Sehnsucht nach einem ehrbaren Berufe sprach, dann hatte Frau Tökery gehöhnt: „Werde Krankenpflegerin, das ist sehr unterhaltend.“ Vor solch einem Spott war

Marion stets verstummt, hatte sich geduckt, als ob sie geschlagen würde. Allein jetzt fiel ihr der mütterliche Rat wieder ein, bar des ätzenden Hohnes klang er und wie ein Befehl, der zum Gehorsam zwingt. Und in ihr reifte der Entschluß, eine Schwester vom Roten Kreuz zu werden.

Marion ging in das Spital am Viehmarkt, sie brachte schüchtern ihre Bewerbung vor, wurde aber abgewiesen. Der Beamte, mit dem sie sprach, lächelte sonderbar und riet ihr, es im Orden der Barmherzigkeit auf dem Hradschin zu versuchen. Und dort war man noch deutlicher. Ein Mädchen mit diesem Vorleben — hieß es — taugt nicht für den ernsten Stand einer Pflegerin. Da wußte Marion, daß sie aus Prag fort müsse, fort aus Prag, das eine Stadt ohne Gnade ist und das die Menschen mit ehernen Fesseln an den Weg schmiedet, den sie gedankenlos betreten. Und Marion flüchtete in den ersten Bahnzug, der sich anschickte, Prag zu verlassen, fuhr über die Grenze, durchquerte Deutschland und stieg nicht eher aus, bis das Meer der Eisenbahn Halt gebot.

Was Marion zu Prag trotz aller Demütigungen versagt blieb, in der fremden Hafenstadt gelang es ihr gleich bei der Ankunft. Ein Dienstmann führte das blonde Fräulein zu der Vorsteherin des Ordens

vom Herzen Jesu und diese streng blickende Dame hörte aufmerksam Marions Bewerbung an.

„Waren Sie schon in ähnlicher Stellung?" forschte sie und maß das Mädchen durch scharfe Brillengläser.

„Ja, gnädige Frau", log Marion.

„Man sagt mir Frau Mutter. — Können Sie sich mit einem Zeugnis ausweisen?"

„Ich besitze keines; die Greisin, die ich gepflegt habe, starb plötzlich."

Die alte Frau runzelte die Stirn. „Aber irgend ein Papier werden Sie doch haben — wie heißen Sie denn?"

„Marion Tökery; bitte, hier ist mein Heimatsschein. Ich bin eine Ungarin. Mein Vater war Offizier und fiel bei Sarajewo in der bosnischen Okkupation." So log das blonde Fräulein, aber vor den durchdringenden Blicken der Dame mußte sie doch die Augen senken.

„Von all dem glaube ich kein Wort", erklärte die Vorsteherin. Und dann nach einer Pause, in der sie die Verlegenheit Marions schweigend beobachtet hatte: „Unsere Schwestern legen den bürgerlichen Namen ab; wie möchten Sie gerufen werden?"

Marion hatte Tränen in den Augen, als sie leise sagte: „Ich würde bitten, mich Magdalena zu nen-

nen. Weisen Sie mich nicht von der Schwelle, Frau Mutter", und sie faltete flehend die Hände.

„Jetzt verstehe ich Sie, liebes Kind", sprach die Vorsteherin und nahm die Aufschluchzende in die Arme. So wurde Marion Pflegerin im Orden vom Herzen Jesu.

Dem Marinespital war Marion zugeteilt worden. Sie saß dort still an den Betten kranker Seeleute, legte die kühle, kleine Hand auf die fieberheiße Stirn der Männer und war den Gequälten eine Trösterin. Wenn sie in ihrem schwarzen Kleide durch den großen Saal schritt, grüßten sie die Augen aller, und mit Stolz empfand sie und mit heiliger Befriedigung ihren Wert. Nie hätte Marion vordem geglaubt, daß Wohltun solche Genüsse bieten könne und sie mußte erröten und glaubte fast vor Scham zu vergehen, kam ihr die Erinnerung an die vielen vergeudeten Stunden, an die Tage, die sie einst gedankenlos weggeworfen hatte. Häßliche Bilder stiegen vor ihr auf, aber sie zwang sie, und sie verblaßten und kehrten immer seltener wieder. Nach einem Jahr, das erfüllt war von sanfter Arbeit, drohte ihr keine Erinnerung mehr aus den dunkeln Schächten der Vergangenheit. Marion hatte sich selbst erlöst.

Es war ein Arzt im Marinespital, ein ernster und schweigsamer Mensch, der mußte die kleine

Pflegerin immer ansehen, aber keiner merkte es ihm an, daß er in Marion verliebt war. Niemand merkte es und sie selbst ahnte es auch nicht, erst als Dr. Gülow schüchtern seine Bewerbung vorbrachte, blickte sie erstaunt zu dem hageren Manne empor und es war eine große Verwunderung in ihr und eine rätselhafte Freude. Als hätte vordem niemals noch jemand ihrer begehrt, so empfand sie. Und sie schlug die Augen zu ihm auf und das Glück stand darin.

Marion wurde die Frau des Arztes. Mit einer Lüge trat sie in die Ehe. Warum soll ich ihn betrüben — dachte sie — er ist stolz auf mich und meine Sünden liegen weit hinter mir. Die Marion von einst ist gestorben, ich selbst weiß mich ihrer kaum zu entsinnen. Was war, soll begraben bleiben; hundert bunte Frühlingsblumen blühen auf dem Rasenhügel, und was er birgt ist tot. So verheimlichte Marion dem Gatten ihre Vergangenheit, erzählte vom Vater, der ein österreichischer Offizier gewesen, schilderte seinen Tod, ersann rührende Geschichten, die Glauben fanden. Nur als ihr Mann die bescheidene Hochzeitsreise bis nach Prag ausdehnen wollte, erschrack sie, und nicht ohne Mühe brachte sie ihn davon ab.

Dr. Gülow fügte sich zögernd dem Wunsche seiner jungen Frau. „Es ist eine herrliche Stadt“, sagte

er, „hundert Türme hat sie und die Last von Jahrtausenden liegt auf ihren Dächern. Möchtest du nicht Prag kennen lernen, Marion, oder warst du schon einmal dort?“

„Ich war nie dort“, log sie, „doch ich liebe kein altes Gemäuer — fahren wir nach München oder sonst irgendwohin, wo es lustig ist.“

Der Arzt fügte sich seufzend. „Ich hätte Prag gern wiedergesehen und einen Freund, der dort lebt. Ein interessanter Mensch ist es, mit dem ich in Heidelberg studierte, wir schreiben uns manchmal noch. Er war ein Lebenskünstler, hatte auch die Mittel dazu. Gern hätte ich euch miteinander bekannt gemacht, denn dieser Freiherr von Eichen ist eine fesselnde Persönlichkeit.“

Die Worte trafen Marion wie ein sausender Peitschenhieb und ließen blutige Striemen zurück in ihrer Seele. Schwer nur verbarg die junge Frau das Entsetzen. Aufschreien hätte sie mögen, das entfärbte Gesicht mit den Händen bedecken, und mußte lachen, lachen zu den harmlosen Scherzen des Gatten. Und während Marion mit zuckenden Lippen lachte, betete sie heimlich: Heilige Mutter Gottes, nimm von mir diese Angst, die mich zu ersticken droht. —

Aber die Angst ließ sich nicht verscheuchen, sie blieb und folgte der jungen Frau gleich einem

Schatten. Die kurze Reise hindurch schlich sie ihr nach, sah ihr hohläugig und gespensterhaft über die Schulter und schüttelte die bleichen Fäuste. Grinsend kroch die Angst hinter Marion her, von der behaglichen Wohnung im Hafenviertel nahm sie Besitz, hockte dort schwerfällig und breit und niemand wußte von dem bösen Gast, nur Marion fühlte ihn.

Es geschah oft, daß Dr. Gülow den Namen des Freiherrn nannte. Sein Lieblingsgespräch war es, von den Abenteuern zu erzählen, die jener als Student bestanden; entzückt war er von dem Wagemut und der Verwegenheit des Jugendfreundes. Immer wieder kam er darauf zurück, wie sehr er es bedauere, Prag gemieden zu haben. „Du mußt diesen Eichen kennen lernen, Herzensschatz; ich hätte Lust, ihn einzuladen."

Versteinert saß dann Marion. Die Furcht lähmte sie und die Sorge, entlarvt zu werden, wie eine Betrügerin. Und sie log, log die Sterne vom Himmel, erfand tausend Ausreden, um den Gefährlichen von ihrer mühsam eroberten Insel des Friedens fern zu halten. Um die Liebe des Gatten bangte ihr und doch fühlte sie in den geheimsten Tiefen ihres Herzens ein nagendes Verlangen, den Baron wiederzusehen, und manchmal mußte Marion mit übermenschlichen Kräften dagegen ankämpfen, nicht von selbst das Gespräch auf ihn zu lenken. So

schwankte die junge Frau zwischen Angst und Sehnsucht.

Wenn die Qual unerträglich wurde, in schlaflosen Nächten und in den Stunden des Alleinseins, faßte Marion den Entschluß: ich werde meinem Manne alles sagen, eine ehrliche Beichte wird mich reinbaden. Der Gute, der Treue soll erfahren, wer ich war und ich bin sicher, daß er mir verzeiht. — Doch jählings sprang ihr der Zweifel an die Kehle. Wenn es anders käme, wenn das Geständnis keine Vergebung finden sollte — was dann? Schwarz öffnete sich ein Abgrund vor Marion, eine bodenlose Kluft, und die Flammen der Hölle schlugen ihr daraus empor.

„Kind, was fehlt dir?“ fragte einmal der Arzt, als er sich rüstete, seine Krankenbesuche zu machen und sah besorgt auf die junge Frau. „Du bist blaß und gehst gleich einer Gemarterten umher.“

Sag es ihm, sag es ihm! — schrie es in Marion, befreie dich von deinem Gram. Aber sie hatte nur ein verzerrtes Lächeln und ihr Mund log: „Ich fühle mich wohl und bin sehr, sehr glücklich.“ Dann, als sie allein war, setzte sie sich an das Fenster und lauschte dem Lärm, der zu ihr heraufstieg von der Straße. Aus dem nahen Hafen gellten Dampfsirenen, schwerbepackte Lastwagen donnerten über die Straße und Marion empfand dieses Getöse fast

wie eine Wohltat. Hätte es doch nur die Gewalt, den Jammer ihrer Seele zu übertönen, das Schluchzen ihres müdegehetzten Herzens.

Und die junge Frau saß lange regungslos und zitterte vor der Zukunft.

* * *

Menschenschicksal — schwarzer Panther, der auf Krallensohlen einhergeschlichen ist, uns zu verderben. Nun liegt das Tier mit den Weiberbrüsten und rätselvollen Augen lauernd am Wege. Daß sein Wille uns beherrscht, daß wir ihm hilflos preisgegeben sind, fühlst du bis in dein banges Herz. Diese geheimnistiefe Macht bändigt jeden Trotz; vor ihr werden die Schwachen stark und Rasende erlangen die Sanftmut eines Lammes.

Schwarzer Panther — Menschenschicksal — geduckt liegst du hinter den Kulissen des Lebens. Ein Ruck und du schlägst deinem Opfer die Pranken ins Genick: Auch der blonden Marion bist du an die weiße Kehle gesprungen. An einem sonnendurchfluteten Mittag war's, da trat Baron Eichen in die Stube der jungen Frau.

Der Freiherr verneigte sich gemessen. Seinem Hunnengesicht war kaum ein Staunen anzumerken, daß er der Geliebten aus einem Prager

Sommer hier im Hause des alten Studienfreundes wieder begegnete.

„Du gehörst in die Stadt der hundert Türme und nicht in den kalten Norden“, sagte er bestimmt und sah zu Marion hinüber, als ob sie ein Kunstwerk wäre. „Auch ziemt dir nicht dies bis zum Hals geschlossene Kleid, denn du zählst zu den Frauen, deren Pflicht es ist, ihre Reize zu zeigen. Mädchen, was hat dieser Gatte aus dir gemacht! Ich hätte fast Lust, dich mit nach Prag zu nehmen.“

„Wenn du das doch tun wolltest“, flüsterte sie und neigte das Haupt wie unter einer süßen Last. „Wenn du doch das tun wolltest! — ich verblasse hier und meine Zigeunerseele liegt begraben unter dem Schutt einförmiger Tage. Ach, denk dir, seit zwei Jahren war ich nicht mehr berauscht. — Wenn du mich doch nur mit dir nehmen wolltest.“

Da holte Baron Eichen eine Visitkarte aus der Tasche und schrieb unter seinen Namen: Daß ich Dich — lieber Doktor — nicht zu Hause angetroffen habe, bedauere ich sehr. Schon darum, weil Marion Dir nicht adieu sagen konnte. Ich habe Deine Frau mit nach Prag genommen, denn sie gefällt mir wieder. Armer Freund, man sperrt keinen Sommerfalter in eine Stube, auch wenn sie noch so behaglich eingerichtet ist.

Über diese Karte gebeugt, saß Dr. Gülow den ganzen Nachmittag, regungslos saß er so, auch als es längst schon dunkel geworden war und die Köchin Fini ins Zimmer trat mit der höhnischen Frage, was der Herr Doktor zum Abendbrot wünsche. Er gab keine Antwort, blieb in sich geduckt sitzen, saß noch mit der Karte in der Hand, da vom Hafen her die Morgensirenen gellten und alle Menschen zu neuer Arbeit riefen.

Dr. Gülow kümmerte sich nicht mehr um die Kranken, ihm war das Marinespital gleichgültig geworden, und als ihn die Verwaltung an seine Pflicht erinnerte, meldete er sich krank und forderte einen Urlaub.

Und dann kam ein Tag, da Dr. Gülow aus der verräucherten Glashalle des Prager Staatsbahnhofes trat. Gesenkten Hauptes ging er dem Pulverturm zu, wartete dort auf den „Fünfer", denn nur mit diesem, hatte ihm ein federhutgeschmückter Schutzmann gesagt, würde er das Meldeamt erreichen. Ja, er wollte, er mußte erfahren, wo dieser Baron Eichen wohnte, wollte ihm Marion wieder entreißen und sein stilles Glück in die Stadt am Meere zurückführen. Gewiß, das wollte der Doktor, und er fühlte, sein Herz würde für ihn sprechen bei Marion. Nicht mit Gewalt, sondern mit werbender Liebe wollte er sie zurückerobern. Aber diesen

Frauenräuber, diesen falschen Freund würde er mit Verachtung strafen. So sollte es geschehen, das stand wie ein Felsen fest.

Und da kam auch schon die Elektrische mit dem großen weißen Fünfer auf der Laterne. Der fremde Mann drängte sich durch die Wartenden und sprang auf die Stufen des Wagens. Dort blieb er stehen, den Kopf zurückgewendet, ließ sich stoßen von den vielen, die auch einsteigen wollten. „Aber Herr, was fällt Ihnen ein", zürnte die lange Schaffnerin tschechisch. Dr. Gülow verstand sie nicht, würde sie auch nicht verstanden haben, wenn sie deutsch zu ihm geredet hätte. Er hörte nicht, sah nur, sah, umdrängt und gestoßen von den Leuten rings, zum Graben hinüber. Von dort kam ein rotlackiertes zweirädriges Wägelchen herangerollt, ein glänzender, hellbrauner Traber war vor das auffällige Gefährt gespannt und auf dem hohen Ledersitz, in eine Wolke von rosaroter Seide gehüllt, thronte Marion. Wie ihr die goldenen Schläfenlöckchen im Winde flogen, wie blühten ihr die Wangen, und die Augen sprachen von Zufriedenheit und Glück! — Ach, dieser Sommerfalter paßte wirklich nicht in seine Stube; der Freiherr hatte Recht.

Und traurig stieg der vereinsamte Mann von der Straßenbahn wieder herab. Was sollte er jetzt noch auf dem Meldeamt! Marions Platz war an der

Seite Eichens, das fühlte er nun deutlich. Und still, wie ein Gefesselter, dem kein Zorn mehr hilft und keine Empörung, schlich Dr. Gülow durch die Zeltnergasse, über den Altstädter Ring der Brücke entgegen, um auf der Kleinseite nach einem bescheidenen Zimmer zu suchen. Denn, war ihm auch die gramvolle Erkenntnis geworden, daß er diesen Kampf um sein Weib ganz vergebens kämpfen würde, den Mut und die Kraft, Prag wieder zu verlassen, besaß er nicht.

Menschenschicksal — schwarzer Panther . . . nach der Wohnung des Freiherrn von Eichen zu forschen, hatte der Doktor aufgegeben, und nun mietete er genau ihr gegenüber, bei einem ältlichen deutschen Fräulein ein sauberes, aber dürftig ausgestattetes Fremdenzimmer. Jetzt verbrachte er seine Tage hinter den Gardinen des Fensters, stand dort mit gerunzelter Stirn stundenlang auf dem Posten und stöhnte laut, wenn er drüben Marion aus der Tür treten sah, oder der Baron langsam über den stillen Landtagsplatz seinem Palaste zuschritt.

Manchmal faßte ihn die Versuchung, herunter zu laufen und den Weiberdieb niederzuschlagen, wie ein böses und bissiges Tier. Aber Marion an ihren Treuschwur zu erinnern, brachte er nicht übers Herz. Sie war von ihm gegangen ohne Abschied — sollte er sie am Arm fassen und zu ihr sprechen:

Komm mit mir! — Kann man ein Weib halten, das nicht bleiben will? Einen Sommerfalter in eine dumpfe Stube sperren, der sich nach seinen Wiesen sehnt?

Einmal nur, und fast unbewußt, war Dr. Gülow an das vornehme Haus drüben herangetreten, hatte lange das geschlossene Portal betrachtet und dann zögernd die Glocke gezogen. Ein Diener öffnete die Tür — „Kann ich den Herrn Baron sprechen?" fragte der Arzt.

Der Lakai blickte den nachlässig gekleideten Herrn hochmütig an. „Seine Gnaden sind nicht zu Hause", entschloß er sich dann zögernd zu erwidern.

„Und die Dame?" stockend kam die Frage über die Lippen des Fremden.

„Die Dame?" — Der Diener tat, als müßte er sehr angestrengt nachdenken — „die Dame? Ja, das Fräulein, das jetzt beim Herrn Baron ist" — er verzog das freche Gesicht — „Fräulein Marion darf keine Männer empfangen, sie hat es streng verboten."

Damit schlug er vor dem erbleichten Doktor brutal die Tür zu.

Dr. Gülow stand noch eine Weile, reglos wie ins Herz gestoßen. Die Arme, sie hatte etwas verboten, wurde gehalten gleich einer Gefangenen — der Sommerfalter saß in einem goldenen Käfig! Doktor

Gülow stampfte mit dem Fuße auf das Pflaster, daß es über den öden Platz hallte und ein großer Bernhardiner, der vor einem der Paläste lungerte, verwundert den Kopf hob, um den Ruhestörer mißbilligend zu mustern. „Ich werde sie zu erreichen wissen", sagte der Doktor laut, „ich muß mit ihr sprechen."

Allein, diese Begegnung war doch nicht so leicht zu erlangen, wie der Arzt gemeint hatte. Wochen vergingen und Marion ahnte noch immer nicht, daß der Gatte genau ihren Fenstern gegenüber wohnte. — Es kam der Herbst ins Land, der Prager Herbst, der bunter ist und eigenwilliger als anderwärts. Den Farbentopf handhabt er nicht wie ein Künstler, sondern wie ein Narr. Lux Mausig würde augenrollend verkünden: „Der irrsinnige Herbst hat den Baumgarten tragisch übermalt." —

Auch den steilen Abhang des Laurenziberges überschüttete der Prager Herbst mit jener wüsten Farbenfülle, die in ihrer ungeordneten vergeudenden Pracht fast krankhaft erscheint. Das Buschwerk entlang der Irrgartenwege war noch dicht belaubt, aber die Tage schon kurzatmig und in der fünften Nachmittagstunde bereits von leisen Schleiern eingehüllt.

Um diese Zeit pflegen die seltsam verschlungenen Pfade des Laurenziberges einsam zu werden. Heute

schritt nur die leichte Gestalt Marions den steilen Weg bergan; sie hatte sich offenbar verspätet bei ihrem Spaziergang und suchte nun durch eilige Hast belebtere Bezirke des Parkes zu erreichen. Kräftig setzte Marion die kleinen Füße auf den Steinboden und stützte sich auf einen Ebenholzstock, dessen goldene Krücke im Schein der untergehenden Sonne glänzte. Die junge Frau hatte es so eilig, daß sie keinen Blick zurückwandte nach den gewundenen Wegen, die hinter ihr wuchsen und sich tief unten im steinernen Meer der Stadt verloren. Nicht ein einzigesmal blickte Marion zurück, so übersah sie es, daß ihr seit geraumer Zeit ein Mann folgte.

Scheu und immer besorgt, vorzeitig erkannt zu werden, schlich Dr. Gülow hinter seiner Gattin her. So sehr er eine Aussprache ersehnt hatte, jetzt fehlte ihm der Mut, Marion anzurufen. Immer verschob er diesen Augenblick, denn er fühlte das Entscheidende der Stunde. Schon hatte die heimlich Verfolgte im raschen Vorwärtsschreiten die Hungermauer erreicht. Als sie neben dem Heiligen stand, der mit dem gedrungenen Leib und den kurzen Beinen aussah, wie ein böhmischer Viehhändler, trotz seiner Bischofsmütze und dem Hirtenstab — entschloß sich endlich Dr. Gülow, laut ihren Namen zu rufen.

Marion zuckte zusammen, wandte das Haupt und erkannte sofort den Gatten. Sein flammender Blick drohte sie zu verbrennen. Eine große Bangigkeit bemächtigte sich ihrer und, gedrängt von einer unerklärlichen Angst, begann sie zu laufen.

„Ich tu dir ja nichts“, schrie er hinter ihr her, „bleibe doch, Marion!“ — Aber sie lief und lief nur.

„Marion! Marion!“ flehte er — doch sie hatte nur einen Trieb: Sich in Sicherheit zu bringen vor den drohenden Fäusten dieses Mannes. Wie ein gehetztes Tier äugte sie zitternd nach einem Winkel, der Schutz bieten könnte vor dem Verfolger. —

Das Wallfahrtskirchlein war geschlossen, aber dort drüben ragte der eiserne Aussichtsturm, steil wie der Finger Gottes, in den blassen Himmel hinein. Erlöst stürzte Marion auf den Eingang des Turmes zu. Ihr folgte mit begütigenden Worten, aber keuchend vor Aufregung, der Doktor. Die junge Frau hörte seine Schreie ohne sie verstehen zu können, fühlte nur die Gewalt seines jäh erwachten Willens. In ihr begann die Furcht neu zu rasen.

Nur fort aus der Nähe dieses Rächers, fühlte das Weib. Es gab nur einen Weg — zurück konnte Marion nicht mehr — also empor, hinauf, dem Knaufe des Turmes zu. Und sie begann die Wendeltreppe mit irrer Eile emporzuklimmen. Stufe

um Stufe nahm sie ohne Atem zu schöpfen; bei jeder Wendung griff der Wind nach ihren Röcken, allein sie klomm immer höher.

Den Verfolger konnte nun Marion nicht mehr sehen, nur seine schweren Tritte hörte sie unter sich und das Klirren der eisernen Traversen, an denen der Herbststurm rüttelte.

Jetzt hatte das gequälte Weib die erste Plattform des Turmes erreicht. Wird er mir nachkommen? — dachte Marion. Vielleicht hat er sich's überlegt und läßt mich allein.

Doch nein, da stand er schon am Rande der Schneckenstiege, schrie etwas zu ihr herüber, was sie nicht verstand. Und verzweifelt lief die junge Frau weiter, Stufe um Stufe, weinend und von hysterischem Grausen geschüttelt. Jetzt war die zweite Plattform überwunden — jetzt die dritte. Immer enger wurden die Windungen der Treppe, immer schmäler die Stufen selbst — und nun war Marion oben auf der äußersten Turmspitze.

Hier brauste der Orkan mit entfesselter Wut, stürzte sich heulend über sie her und riß und zerrte an ihren Kleidern. Die Frau kämpfte einen kleinen, ganz kleinen Augenblick gegen den Wirbel, fühlte, daß sie diesem erbarmungslosen Feind nicht gewachsen sei, daß sie unter seiner ehernen Wucht zusammenbrechen werde. Und schon trieb sie der

Sturm gegen das Gitter, preßte sie gegen die niedere Brüstung des Turmknaufes.

Mit weitgeöffneten Augen starrte Marion in die Tiefe. . . . Plötzlich hörte sie ihren Namen rufen. Heilige Mutter Gottes, da stand der Gatte dicht hinter ihr und streckte die Arme nach ihr aus.

Marions Herz stand still; sinnlos vor Schrecken tat sie einen Schrei, der den Orkan übertönte, schwang sich über das Geländer und verschwand in der Tiefe . . . Unten schlug ihr junger Körper hart gegen den eisernen Vorbau des Turmes.

Die blonde Marion war nicht mehr.



